

Westpreußen

Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion



1. (76.) Jahrgang, Heft 1
Frühjahr 2024
€ 9 (D) 35 zł (PL)



Westpreußen-FOKUS
Vielfalt der Museumslandschaft

DER DANZIGER HOLZMARKT
Vom Kriegergedenken zu Johann III. Sobieski

AUS DEM INHALT

VORSPIEL

- 3 vorab
- 4 AUF EIN WORT: Polen, Frankreich und Deutschland vor den EU-Wahlen

PANORAMA

- 5 Endlich in ruhigerem Fahrwasser – Das Westpreußische Landesmuseum in Warendorf erhält eine kommissarische Leitung
- 6 Notizen aus der Dreistadt, aus Elbing und Marienburg

8–19 Westpreußen-FOKUS VIELFALT DER MUSEUMSLANDSCHAFT

GESCHICHTE UND KULTUR

- 20 Der Holzmarkt in Danzig – Targ drzewny w Gdańsku, oder: Nationalisierung des städtischen Raumes
- 27 Die Geschichte der Brauerei Richard Fischer in Danzig Neufahrwasser
- 31 IN DEN BLICK GENOMMEN: *Heinrich* von Susanne Fritz sowie *Das Gedächtnis der Töchter* von Irene Langemann
- 34 Ein universaler Musiker und großer Westpreuße – Zum Tode von Jan Janca

POLITIK UND GESELLSCHAFT

- 36 »Man darf seine Sicherheit niemals als selbstverständlich ansehen.« Vor 25 Jahren begann die NATO-Osterweiterung – heute erweist sie sich als überlebenswichtig für Europa
- 37 Glaube – Heimat – Verständigung. Zum Tod von Helmut Sauer

RUBRIKEN

- 38 Neuerscheinungen
- 39 Impressum / Autorinnen und Autoren / Vorhinweis auf den Westpreußen-Kongress 2024
- 40 Zum guten Schluss

TITELBILD Der »Junkerhof« in Thorn: In der Frühen Neuzeit der Sommersitz der St.-Georgs-Bruderschaft, beherbergt er gegenwärtig die Vereinigung der Partnerstädte von Thorn sowie der Partner-Hochschulen der Nikolaus-Kopernikus-Universität.

FOTO: MATTHIAS BETHKE VIA COMMONS.WIKIMEDIA.ORG – CC BY-SA 4.0

PASSWÖRTER für die digitalen Fassungen der letzten drei *Westpreußen*-Ausgaben:

- 📖 Herbst 2023: heft-3-2023-kuv
- 📖 Winter 2023: heft-4-2023-daw
- 📖 Frühjahr 2023: heft-1-2024-ddh



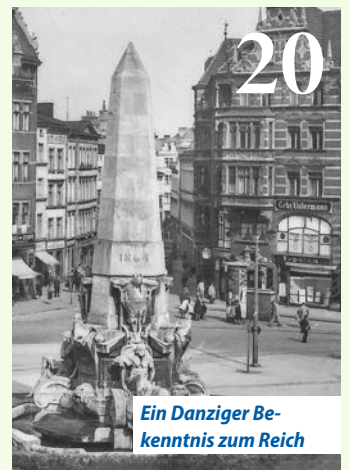
5

Das Westpreussische Landesmuseum in Warendorf auf dem Prüfstand



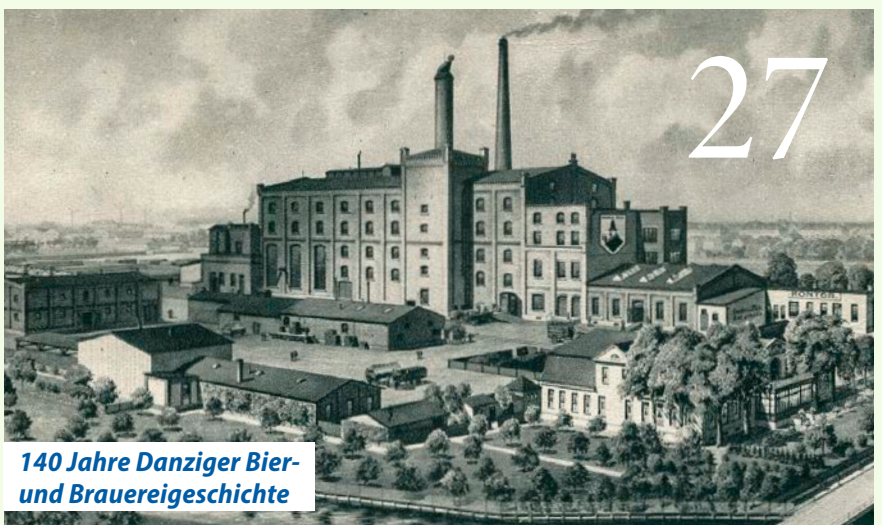
6

Schiffbau-Avantgarde in der Dreistadt



20

Ein Danziger Bekenntnis zum Reich



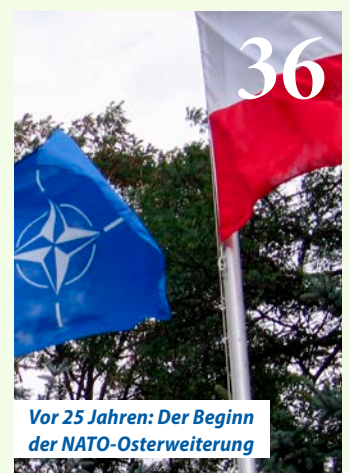
27

140 Jahre Danziger Bier- und Brauereigeschichte



34

Organist – Komponist – Musikologe Abschied von Jan Janca (1933–2023)



36

Vor 25 Jahren: Der Beginn der NATO-Osterweiterung

Westpreußen-FOKUS

8



Mit dem von 2013 bis 2016 tiefgreifend renovierten Gebäude der ehemaligen evangelischen Kirche sowie der gründlich überarbeiteten und erweiterten Ausstellung gibt **Das Fischerei-Museum in Hela** – wie Magdalena Pasewicz-Rybacka zeigt – vielfältige und historisch differenzierte Einblicke in **Die Lebenswelt der See-Kaschuben**.



12

Unter dem Titel **Wie die Zeit vergeht** lädt Bartosz Skop zu einem Rundgang durch **Das Museum der Danziger Wissenschaft in der St. Katharinenkirche** ein. Dabei schildert er die Erfolgsgeschichte dieses 1996 gegründeten Museums und erläutert bemerkenswerte Raritäten, Preziosen und technische Innovationen der Uhrenbaukunst.

17



Mehr als 70 Jahre nach seiner Zerstörung wurde **Das Marienburger Stadtmuseum als Ort gemeinsamer Erinnerung** wiedergegründet und im Juni 2018 eröffnet. Nach gut fünf Jahren hat die *Westpreußen*-Redaktion jetzt nach der bisherigen Entwicklung des Hauses gefragt – und ist auf einen regelrechten **Phönix aus der Asche** gestoßen.

vorab

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die erste Ausgabe des Jahrgangs 2024, die Sie jetzt in Händen halten, bestätigt Ihnen, dass wir uns tatsächlich für ein weiteres Jahr bemühen werden, eine Zeitung mit der alleinigen Thematik »Westpreußen« zu veröffentlichen – obgleich freilich das unbeirrte Festhalten an solch einem ausgesprochenen Nischenprodukt bekanntlich eine regelrechte Hasardeur-Mentalität erfordert.

Gleichwohl wollen wir dieses Vorhaben aus mehreren Gründen so lange wie irgend möglich weiterführen. Zum einen ist dieses Magazin jenseits spezieller fachwissenschaftlicher Interessen das einzige deutschsprachige Medium zur europäischen Kulturregion am Unterlauf der Weichsel, das noch den ernsthaften Diskurs der Öffentlichkeit erreicht.

Zum anderen besteht eine wechselseitige Abhängigkeit zwischen unseren Aktivitäten und dem Westpreußischen Landesmuseum in Warendorf. Die des Öfteren kolportierte These, dass der Bestand des Museums dauerhaft gesichert sei, auch wenn es keine Interessenvertretung »der Westpreußen« mehr gäbe, ist eine irreführende und sogar höchst gefährliche Behauptung.

Zum dritten schließlich zeigt uns die redaktionelle Arbeit, dass die Geschichte Westpreußens noch lange nicht »ausgezählt« ist; denn einesteils gilt es grundsätzlich, sich dem vermutlich Bekannten unter immer wieder veränderten methodischen Voraussetzungen anzunähern. Andernteils entfaltet sich die Region selbst mit einer derart staunenswerten Dynamik, dass sich auch vor diesem Horizont die Vergangenheit stets in neuen Perspektiven zeigt. Tag für Tag bestätigt sich für uns die Feststellung des amerikanischen Historikers Arthur C. Danto, dass sich »Geschichte« nur schlecht in angemessener Weise schreiben lasse, weil wir stets zu wenig über die Zukunft wüssten.

Aus diesen Erfahrungen speist sich auch die Wahl des aktuellen FOKUS-Themas, denn neben den häufig besuchten Museen verfügt die Region über einen Reichtum an originellen und geschickt präsentierten Sammlungen, die »Westpreußen« in einem veränderten Licht erscheinen lassen. Dies gilt nicht zuletzt auch für die spannende Betrachtung von Denkmälern, die in der letzten Ausgabe begonnen worden ist. Gerade die Zeugnisse einer demonstrativen, hoch ideologischen Erinnerungspolitik und ihr radikaler Wechsel gemäß den jeweils vorherrschenden Machtverhältnissen bilden offenkundig ein für Westpreußen spezifisches Feld geschichtlicher Erkenntnis. Deshalb beschäftigen wir uns auch in den folgenden Ausgaben weiterhin mit diesem Sujet und veröffentlichen diesmal den ersten Teil einer umfangreicheren Studie, die hier einen differenzierten bildwissenschaftlichen Ansatz verfolgt.

Nun hoffen wir, dass Sie die ermutigende, inspirierende Kraft des Frühlings erleben und als positives Gegengewicht zu den täglich bedrohlicher werdenden weltpolitischen Konflikten empfinden können, und bleiben wie stets

mit herzlichen Grüßen

Ihre DW-Redaktion



FOTO: GUILLAUME FERRON

Von Benjamin Kurc

Polen, Frankreich und Deutschland vor den EU-Wahlen

Die Wahlen zum Europaparlament markieren einen entscheidenden Moment für die politische Landschaft der EU: Die Bürger des Staatenbundes tragen dazu bei, die Richtung zu bestimmen, die die Entwicklung der Europäischen Union – aber auch der einzelnen Mitgliedsstaaten – in den kommenden Jahren nehmen wird. Dies gilt in besonderer Weise für die Staaten des Weimarer Dreiecks – Polen, Frankreich und Deutschland. Diese drei haben einerseits das Potenzial, aus der Mitte Europas heraus politische Impulse zu setzen, andererseits aber müssen diese Länder selbst tiefgreifende innere Konflikte überwinden.

Polen kommt dabei aufgrund sowohl seiner wirtschaftlichen und politischen als auch seiner zunehmenden militärischen Bedeutung in Europa eine besondere Bedeutung zu. Die EU-Wahl könnte die Abkehr von der nationalistischen Politik der Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS) bestätigen und die Rückkehr Polens zu europäischen Werten und Prinzipien unterstreichen. Die neue proeuropäische Regierung unter Premierminister Donald Tusk, dem ehemaligen Präsidenten des Europäischen Rates, hat die Chance, einen bedeutenden Beitrag zur Stabilität Europas zu leisten und im Hinblick auf den Konflikt in der Ukraine in der Kooperation mit Frankreich und Deutschland eine Schlüsselrolle zu übernehmen. Trotzdem durchziehen noch immer Risse die polnische Gesellschaft. Die acht Jahre unter der PiS-Regierung haben die Öffentlichkeit tief gespalten und den Rechtsstaat nach und nach ausgehöhlt. Außenpolitisch deuten die jüngsten Äußerungen von Präsident Andrzej Duda – einem Mitglied des rechten Lagers – zur Krim sowie die Widerstände seitens der polnischen Landwirte, die aufgrund unfairen Wettbewerbs gegen die Getreideexporte aus der Ukraine protestieren, auf ein ambivalentes Verhältnis gegenüber dem östlichen Nachbarn hin.

In Frankreich finden die EU-Wahlen gleichfalls vor dem Hintergrund einer wachsenden politischen Fragmentierung und des Aufstiegs populistischer Bewegungen statt. Die Aneinanderreihung von Protesten (seitens der »Gelbwestenbewegung«, der Gegner der Rentenreform sowie aktuell der Landwirte) sind nur einige der Herausforderungen, mit denen Präsident Emmanuel Macron konfrontiert war und ist und die auch dazu beigetragen haben, die politische Landschaft neu zu organisieren sowie die traditionellen Parteien in Frage zu stellen. Die im Grunde rechtsextreme Partei RASSEMBLEMENT NATIONAL von Marine Le Pen hat ihre Politik der »Entdiabolisierung« abgeschlossen und sich mit Hilfe ihres charismatischen und jungen Parteivorsitzenden Jordan Bardella an die Spitze der Umfragen katapultiert. Unter den französischen Eliten scheint sich eine gewisse Apathie breitzumachen, und ein Wahlsieg von Le Pen bei der nächsten Präsidentschaftswahl ist ein realistisches Szenario geworden. Für die französische Wählerschaft dienen die EU-Wahlen oft als Ventil, um ihre Unzufriedenheit mit der nationalen Regierung auszudrücken, wovon meistens die Partei von Marine Le Pen profitiert.

Deutschland kämpft mit einem stagnierenden Wirtschaftswachstum, das weit unter den erwarteten Prognosen liegt und die Vorhaben der Bundesregierung in allen politischen Ressorts erschwert. Politisch scheint die Ampel-Koalition nicht in der Lage zu sein, ihre Meinungsverschiedenheiten zu überbrücken, was den Eindruck erweckt, dass Bundeskanzler Olaf Scholz sich nicht durchsetzen kann oder will. Gleichzeitig setzt die AfD – trotz der Radikalisierung ihres nationalistischen Diskurses – ihren Aufstieg fort.

Polen, Frankreich und Deutschland sind somit in mehreren Hinsichten mit vergleichbaren Herausforderungen konfrontiert und müssen dem Aufstieg populistischer Bewegungen entgegentreten, die nicht nur die Stabilität der Demokratie bedrohen, sondern auch den europäischen Zusammenhalt infrage stellen. Dies ist besonders im Hinblick auf den Konflikt in der Ukraine der Fall: Die territoriale Integrität der Ukraine ist nicht nur für Europa von zentraler geopolitischer Bedeutung, sondern auch für die Lebensfähigkeit der Demokratie als eines politischen Modells in der Zukunft. Auf vielfältige Weise fordert dies die Europäische Union heraus, sich als politischer Akteur in der sich wandelnden Weltordnung neu zu definieren.

Gerade auch in diesem Zusammenhang kommt nun das sogenannte »Weimarer Dreieck« ins Spiel. Dieses Format, das 1991 ins Leben gerufen wurde, hat das Ziel, die Beziehungen zwischen Polen, Frankreich und Deutschland zu stärken und die Zusammenarbeit in Bereichen wie Politik, Wirtschaft, Kultur und Bildung zu fördern. Die Stärke des Weimarer Dreiecks liegt in seiner Funktion als Dialogplattform zwischen diesen drei bedeutenden europäischen Ländern. In einer Zeit, in der der deutsch-französische Motor zu stottern scheint, kann das Weimarer Dreieck durch den Austausch von Ideen, die Förderung gemeinsamer Interessen und die Lösung von Problemen auf regionaler und internationaler Ebene neue Ansätze und Kompromisse entwickeln, die zur Stabilität und Entwicklung Europas beitragen können.

Und insgesamt finden die Herausforderungen, denen die drei Länder gegenüberstehen, ihre Lösungen eben vor allem auf europäischer Ebene. Die kommenden Europawahlen werden in diesen bevölkerungsstarken Staaten maßgeblich die Zusammensetzung und Stärke der verschiedenen politischen Parteien im Europäischen Parlament bestimmen, was wiederum die Richtung und Politik der EU beeinflussen wird. Diese Wahl ist damit nicht nur für die demokratische Legitimation der EU-Institutionen von entscheidender Bedeutung, sondern auch für das Leben und die Zukunft jedes einzelnen Bürgers unseres Kontinents. **st**

Benjamin Kurc war Direktor des *Institut français* in Sachsen-Anhalt und ist seit 2020 Leiter des Deutsch-Französischen Bürgerfonds, der die zivilgesellschaftliche Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich fördert. Das Studium der Philosophie, Geschichte und Politikwissenschaft sowie der darin auf die deutsch-französisch-polnischen Beziehungen gesetzte Schwerpunkt führten ihn u. a. an die Freie Universität Berlin und das Europakolleg in Natolin/Warschau.

ENDLICH IN RUHIGEREM FAHRWASSER

Das Westpreußische Landesmuseum in Warendorf erhält eine kommissarische Leitung



FOTO: ANDRÉ AUER

Das 1975 gegründete und seit 2013 in Warendorf beheimatete Westpreußische Landesmuseum ist die zentrale Einrichtung in Deutschland, die sich auf der Grundlage des § 96 des Bundesvertriebenengesetzes (BVF) der Sammlung, Bewahrung, Erforschung, Dokumentation, Präsentation und Vermittlung der Kultur und Geschichte der historischen Provinz Westpreußen widmet. Es wird von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien sowie dem Ministerium für Kultur und Wissenschaft des Landes NRW, dem Landschaftsverband Westfalen-Lippe und der Stadt Warendorf gefördert.

Das Westpreußische Landesmuseum in Warendorf neben der Kirche und in den Räumen des ehemaligen Franziskanerklosters



FOTO: DARIUSZ PIEJDAK / FOTO ART

Martin Koschny M. A.

Die Leserinnen und Leser dieser Zeitung werden sich vermutlich noch an einen Beitrag erinnern, der vor gut zwei Jahren (in der Ausgabe 4/2021) erschienen ist und in dem von hoher Warte Perspektiven auf einen längst überfälligen Neubeginn für das Westpreußische Landesmuseum (WLM) geschildert wurden. Bedauerlicherweise haben sich diese Erwartungen allerdings nicht erfüllt, so dass die Leitungsstelle zum 31. Oktober 2023 neuerlich vakant geworden ist und schon mehrere Monate vor diesem Termin wieder ausgeschrieben werden musste.

Diese Entwicklung war für die Außenwirkung des Hauses keineswegs förderlich, zumal die unausweichliche Offenheit der Situation einigen Nährboden für oft unbegründete Spekulationen bot. Zudem meldeten sich »wohlmeinende« Ratgeber zu Wort, die zwar ohne zutreffende Kenntnisse der Sachzusammenhänge, aber mit einer ausgeprägten Neigung zur Skandalisierung Unruhe gestiftet und dem Ruf des Museums Schaden zugefügt haben.

Eine nochmalige Komplizierung ergab sich Ende des letzten Jahres, als das im Sommer 2023 initiierte Besetzungsverfahren ergebnislos beendet werden musste. Darüber hinaus hatte sich bei diesem Verfahren nochmals unmissverständlich gezeigt, dass sich im WLM über lange Zeit massive Strukturprobleme ergeben und aufgestaut haben, die im Grunde gar nicht allein durch eine Neubesetzung der Leitungsposition bewältigt werden könnten.

Angesichts dieser Voraussetzungen wurde zunächst in einem intensiven Diskussionsprozess, an dem sich eine Reihe von Vertreterinnen und Vertretern anderer einschlägiger Institutionen beteiligte – und innerhalb dessen als eine Option sogar die Schließung des Hauses insgesamt in Betracht gezogen werden musste –, nach einer interimistischen Lösung gesucht, durch die dem WLM zunächst die Möglichkeit zu einer grundsätzlichen, ergebnisoffenen Neuorientierung eröffnet werden kann. Die Interimszeit soll vor allem dazu genutzt werden, um dem Stiftungsrat und den Fördergebern Klarheit über die grundsätzliche Zukunftsfähigkeit des Hauses zu verschaffen.

Vor diesem Hintergrund hat der Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen auf seiner Sitzung vom 26. Februar beschlossen, dass die weiterhin vakante Direktorenstelle nicht nochmals ausgeschrieben wird, sondern für eine begrenzte Zeit durch eine kommissarische Leitung versehen werden soll. Mit dieser Aufgabe soll der derzeitige Vorsitzende des Stiftungsrates, Herr Martin Koschny M. A., für die Zeit bis Ende 2025 betraut werden. Bei seinen vielfältigen Aufgaben wird er von einer Arbeitsgruppe unterstützt, die aus sechs Personen mit unterschiedlichen fachlichen Qualifikationen besteht.

Der Stiftungsrat wird diesen Prozess eng begleiten und, abhängig vom Erfolg des Prozesses, über die weitere Zukunft des WLM beraten und beschließen. Eine Neuausschreibung der Museumsleitung soll dann zu gegebener Zeit erfolgen. Herr Koschny wird mit Antritt der Interimsleitung das Amt des Stiftungsratsvorsitzenden niederlegen. Der stellvertretende Vorsitzende, der Bürgermeister von Warendorf Peter Horstmann, wird bis zur Neuwahl den Stiftungsrat leiten.

Bei seiner Entscheidung kam der Stiftungsrat zu der Überzeugung, dass Herr Koschny die Gewähr dafür bietet, diese kommissarische Leitungsaufgabe erfolgreich zu erfüllen: Als Osteuropahistoriker hat er in den letzten Jahren eine ausgeprägte Affinität zum Thema »Westpreußen« entwickelt, ist mit den spezifischen Aufgaben der Museumsleitung bereits bestens vertraut und vermag die Kontakte zu den polnischen Partnern rasch wiederzubeleben, nicht zuletzt weil er fließend Polnisch spricht. Im Verbund mit der Belegschaft des WLM und den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sollte es ihm gelingen, der Arbeit des Hauses neue Impulse und eine deutlich bessere Außenwirkung zu verleihen und dadurch letztlich die Voraussetzungen zu schaffen, dass es auch weiterhin seine Förderungswürdigkeit bewahrt.

st Die Westpreußen-Redaktion

Notizen aus ...

... der Dreistadt

VOLLE AUFTRAGSBÜCHER Die in der Dreistadt beheimatete Werftindustrie befindet sich weiterhin im Aufwind. Schon seit vielen Jahren hat sich die Danziger REMONTOWA SHIPBUILDING S. A. international mit dem Bau und der Überholung von Fähren und Spezialschiffen für zivile und militärische Zwecke, aber auch von Bohrinseln und verschiedenen Typen von Offshore-Schiffen einen Namen gemacht. Überdies ist die Werft führend bei der Entwicklung und Installation von Maßnahmen und Methoden zur Einsparung von Energie im Schiffsbetrieb, die als *Energy Saving Devices* (ESD) bezeichnet werden.



Baugleiches schwedisches SIGINT-Schiff HMS ARTEMIS bei Erprobungsfahrten im November 2022

FOTO: SAAB



Entwurf der polnischen MIECZNIK-Fregatte

BRITNIK: BABCOCK INTERNATIONAL

Gegenwärtig entsteht bei der REMONTOWA das erste von zwei SIGINT-Schiffen für die polnische Seestreitmacht. Die Abkürzung steht für *Signal Intelligence Ships* und bezeichnet Schiffe, die so weit wie irgend möglich Daten über das gesamte Spektrum der für die Marine-Aufklärung notwendigen Informationen beschaffen. Der Hauptauftraggeber ist die schwedische Werft SAAB KOCKUMS AB in Malmö, die die Neubauten späterhin ausrüsten und mit Sensoren ausstatten wird. – Zudem befindet sich eine Fregatte der MIECZNIK-Klasse in Produktion, für die im August des letzten Jahres der Stahl geschnitten worden ist. Sie ist das erste von insgesamt drei Schwesterschiffen, die im Auftrag der polnischen Marine nach dem *Arrowhead-140*-Design von BABCOCK INTERNATIONAL gebaut werden, und soll als erste Einheit im Jahre 2026 vom Stapel laufen.



Die CANOPEE auf hoher See

FOTO: ARIANEGROUP © TOM VAN OOSANEN

AVANTGARDISTISCHE KONZEPTE Werften in der Dreistadt, darunter insbesondere die Gesellschaft NEPTUN SHIP SERVICE in Gdingen und Danzig, werden sich zukünftig einer weiteren, höchst innovatorischen Sparte des Schiffbaus zuwenden. Dabei handelt es sich um Schwerguttransporter, die als Hybridschiffe ausgelegt sind und nicht nur mit Treibstoff, sondern auch mit Windenergie angetrieben werden. Über lange Zeit haben Ingenieure und Techniker an dem Design solch eines Frachtschiffs gearbeitet. Dabei stand das Problem im Mittelpunkt, vier riesige Segel mit einer entsprechend großen Tragfläche zu konzipieren. Diese Aufgabe meisterte das in Paris beheimatete Entwicklungsbüro AYRO mit *Oceanwings*®: 37 m hohe, vertikale Segel mit einer Fläche von jeweils 363 m² sind vollautomatisch, können um 360 Grad gedreht werden und passen sich dem Wind optimal an. Auf diese Weise gelingt es, den durchschnittlichen jährlichen Brennstoffverbrauch um 30 % zu senken und zugleich die CO₂-Bilanz erheblich zu verbessern.

Von diesem »Schiff der Zukunft« existiert inzwischen bereits ein funktionstüchtiger Prototyp: die 121 m lange und 22 m breite CANOPEE, die 2021/22 von der NEPTUN-Werft in Stettin gebaut worden ist. Nach der Endausrüstung und mehreren Testfahrten wurde sie im Oktober 2023 in Bordeaux getauft. Seitdem sind bereits regelmäßige Verschiffungen von Teilen der europäischen Trägerrakete ARIANE 6 zum Raumfahrtzentrum Guayana aufgenommen worden.

Peter Neumann

AUSFLUG ZUR FRISCHEN NEHRUNG

Die Weiße Flotte der ŻEGLUGA GDANSKA (Danziger Schifffahrt) bietet neuerdings von Ende Mai bis Ende August einen Tagesausflug an, der von Gdingen aus bis zum vor eineinhalb Jahren eröffneten Durchstich durch die Frische Nehrung führt und gemäß dem Programm *Boat & Bike* die Möglichkeit bietet, ein Fahrrad mitzunehmen. Der Katamaran AGAT legt jeweils samstags um 9.00 Uhr ab und erreicht drei Stunden später die Schleuse des Kanals. Dort können die Passagiere für zwei Stunden die landschaftlich reizvolle Umgebung zu Fuß oder per Rad erkunden, bevor um 14.00 Uhr die Rückfahrt beginnt. Die Tickets kosten 250 Złoty. Es lässt sich aber auch nur die Hinfahrt buchen: sofern die Passagiere das Schiff nur bis zur Nehrung nutzen und von dort dann mit dem Fahrrad in die Dreistadt zurückfahren wollen.

SOMMER-FÄHRE

Neben der Weichselquerung der Nationalstraße 7 wird während der Tourismussaison auch wieder die Fährverbindung aufgenommen, die im Verlauf der Woiwodschaftsstraße 501 Schievenhorst auf der Insel Bohnsack mit Nickelswalde am rechten Flussufer verbindet und dadurch die Fahrtstrecke von Danzig nach Stegen, Stutthof und auf die Frische Nehrung deutlich verkürzt. Die geräumige Fährplattform verfügt über keinen eigenen Antrieb, sondern wird von einem seitlich anliegenden Schlepper über den Fluss bewegt. Sie verkehrt halbstündlich, bei entsprechendem Bedarf auch häufiger. Die Fahrtkosten belaufen sich auf 200 Złoty für einen Bus, 25 Złoty für ein Auto und fünf Złoty für einen Fußgänger. Dieser Übergang geht auf das Jahr 1895 zurück, in dem der Weichseldurchstich vorgenommen wurde; und die Idee dazu soll von Kaiser Wilhelm II. höchstpersönlich entwickelt worden sein.

Peter Neumann

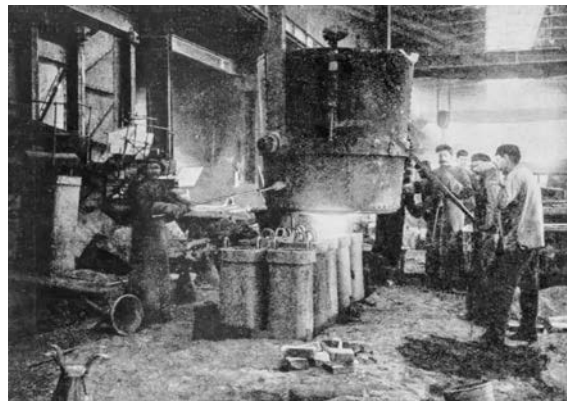
... Elbing

NEUE HAFENPOLITIK Der Machtwechsel in Polen hat zu einer tiefgreifenden Änderung des Verhältnisses zwischen dem Elbinger Magistrat und der Regierung in Warschau geführt. So sind die von der PiS-Administration gefassten Pläne vom Tisch, den Hafen zu verstaatlichen und die Stadt die meisten ihrer Anteile quasi verkaufen zu lassen, damit sie die Kosten der Hafentiefening und weiterer Investitionen im Wert von über 100 Mio. Złoty tragen kann. Stattdessen hat sich die Regierung von Donald Tusk verpflichtet, ihrerseits schrittweise in den Hafen zu investieren, während das Eigentumsrecht in Händen der Stadtgemeinde bleibt. Im Januar unterzeichnete das Staatliche Seeamt in Gdingen einen Vertrag über Baggerarbeiten am Elbing. Bislang ist aber immer noch nicht bekannt, wann mit den Arbeiten zur Vertiefung des letzten, 900 m langen Abschnitts begonnen wird, über dessen Ausführung die vorherige Regierung

mit dem Magistrat schon seit langer Zeit im Streit gelegen hatte.

ENDE DER STAHLGIESSEREI

Mitte Januar hat der Konzern GE POWER mitgeteilt, dass die Gussstahl-Herstellung in Elbing nicht fortgeführt wird. Die Gießerei, die schon im 19. Jahrhundert innerhalb der Schichau-Werft bestanden hatte und 1948 an der gleichen Stelle neuerlich in Betrieb genommen worden war, soll bis zum März des kommenden Jahres geschlossen werden. Diese Maßnahme sei, wie die Zentrale erklärte, aufgrund der finanziellen Schieflage, in die der weltweit bekannte Konzern GENERAL ELECTRIC geraten ist, unausweichlich geworden. Damit setzt GE POWER die Unternehmenspolitik am Standort Elbing konsequent fort, denn die Eisengießerei ist hier bereits 2022 aufgegeben worden. Der Eingriff in die historisch gewachsene Struktur der Elbinger Industriebetriebe wird für die meisten der insgesamt 170 Menschen, die in der Stahlgießerei beschäftigt sind, zum Verlust ihres Arbeitsplatzes führen und zudem auch noch einige weitere Firmen wirtschaftlich beeinträchtigen, die als Zulieferer oder in der Weiterverarbeitung mittelbar von der Schließung betroffen sind.



Die Stahlgießerei von F. Schichau, Elbing (aus: P. Gehrke, R. Hecker, H. Preuß, W. Schwandt: Die Provinz Westpreußen in Wort und Bild – ein Heimatbuch für Schule und Haus, Bd. 2, Danzig 1912)

Bartosz Skop

... Marienburg

BESCHLUSS EINER ERFOLGSGESCHICHTE

Die Stiftung MATER DEI hat auf einer Mitgliederversammlung feierlich das Ende ihrer Aktivitäten verkündet. Ihr ist es zu verdanken, dass die Statue der Madonna mit Kind nach vielen Jahren 2016 wieder auf die Marienburg zurückkehren konnte. Bei seinem Rückblick auf die 16-jährige Tätigkeit der Vereinigung erinnerte ihr Präsident, Bernard Jesionowski, an die Probleme, die bei diesem Vorhaben überwunden werden mussten: Zunächst war es nötig, die Leitung des Schlossmuseums überhaupt von diesem Gedanken zu überzeugen und letztlich ihre Zustimmung zu erlangen. Sodann mussten Ideen für die Akquise von Spenden und Zuwendungen entwickelt und in Polen wie in Deutschland möglichst viele Menschen für dieses Projekt gewonnen werden. Dabei hob Bernard Jesionowski nochmals einzelne Namen von Personen hervor, die sich – wie Arkadiusz Binnebesel, Janusz Hochleitner, Bodo Rückert oder Barbara Górnik – in besonders hohem Maße für die Rekonstruktion der Marienstatue eingesetzt haben. Zu nennen ist in diesem Zusammenhang auch Bruno Platter, der damalige Hochmeister des Deutschen Ordens, der – ebenso wie Mitglieder des Johanniterordens – die Bemühungen nachdrücklich gefördert hat. Auf diese Weise ist es der Stiftung gelungen, an Spenden die respektablen Beträge von € 15.575,52 und 160.000 Złoty

zu sammeln und damit das Wiedererstehen der berühmten mittelalterlichen Großskulptur möglich zu machen. Als Anerkennung dieses grenzüberschreitenden zivilgesellschaftlichen Engagements hat die Stiftung MATER DEI im Jahre 2016 die höchste Ehrung der Kommune, die Auszeichnung „für Verdienste um die Stadt Marienburg“ erhalten.

FUSION Das Regionale Staatsarchiv in Marienburg hat am 1. März seine Eigenständigkeit verloren und ist seitdem dem Staatsarchiv in Danzig zugeordnet. Die bisherigen Arbeiten des Marienburger Archivs werden allerdings – zumindest mittelfristig – weitergeführt. Dies bestätigte Małgorzata Janusz, die zum 1. August 2023 zur Direktorin des Staatsarchivs in Danzig berufen worden war und zuvor seit 1997 selbst dasjenige in Marienburg geleitet hatte.

Das »Staatsarchiv Marienburg« hat diesen Namen erst seit dem 1. Januar 2018 getragen, denn von seiner Einrichtung im März 1952 an hieß es bis dahin »Staatsarchiv Elbing mit Sitz in Marienburg«. Es ist in einigen Erdgeschoss- und Kellerräumen des Großmeisterpalastes untergebracht, vermag als Mieterin nicht unmittelbar über den Zustand oder die technische Ausstattung der Räumlichkeiten zu entscheiden und hat bei wachsendem Platzbedarf

kaum noch Chancen zu expandieren. So sind bereits jetzt Materialien in die Magazine des Danziger Archivs ausgelagert worden. Über diese prekäre Raumsituation hinaus ist auch das Größenverhältnis zwischen den beiden Einrichtungen zu bedenken, denn Marienburg ist eines der kleinsten Archive im gesamten nationalen Netzwerk dieser Institutionen. Dort befanden sich zum Zeitpunkt der Fusion 2.394 Regalmeter und 149.574 Archivreinheiten, während das Staatsarchiv Danzig an diesem Tag über 10.500 lfd. m und 904.859 magazierte Einheiten verfügt hat. Unter diesen Voraussetzungen erscheint der Plan, zwischen Marienburg und Danzig so weit wie möglich infrastrukturelle, personelle und administrative Synergien zu erzeugen, in hohem Maße plausibel zu sein.

Marek Dziedzic



Postkarte, herausgegeben zum 70-jährigen Bestehen des Marienburger Staatsarchivs im Jahre 2022 sowie aus Anlass des Internationalen Archiv-Tages am 9. Juni

Die Lebenswelt der See-Kaschuben

Das Fischereimuseum in Hela

Von Magdalena Pasewicz-Rybacka

IM ZENTRUM VON HELA, nur einige Meter vom Ufer der Putziger Bucht entfernt, erhebt sich ein ungewöhnliches Bauwerk. Es handelt sich um das Gebäude einer evangelischen Kirche, in der sich gut fünf Jahrhunderte lang Christen zum Gottesdienst versammelt haben. Heute rufen die Glocken allerdings keine Gläubigen mehr zusammen. Gleichwohl sind die Mauern des Gotteshauses weiterhin von Leben erfüllt; denn in ihrem Inneren beherbergen sie nun eine höchst informative und abwechslungsreich gestaltete Ausstellung. Sie ist der Geschichte dieses Landes und seiner Menschen gewidmet, deren Schicksal stets eng mit dem Meer verbunden gewesen ist. Es ist eine wechselhafte Geschichte von den Schwierigkeiten des täglichen Lebens und Überlebens, dem Kampf mit den Elementen Wasser und Wind, aber auch von der Schönheit der langgestreckten Halbinsel und dem seit langem florierenden Tourismus.

Die Geschichte des Museumsgebäudes

Die älteste Erwähnung dieser Kirche datiert auf das frühe 15. Jahrhundert. Sie stand zunächst unter dem Patrozinium von St. Peter und späterhin dem gemeinsamen von St. Peter und St. Paul und wurde schon bald nach der Reformation, im Jahre 1525, evangelisch. Sie war für die Bewohner von »Neu-Hela« errichtet worden, jener Siedlung, die sich allmählich in der Nähe von »Alt-Hela« entwickelte, weil dieses frühere, wichtige Handelszentrum im Laufe der Zeit an Bedeutung verlor und schließlich infolge der zurückweichenden Küstenlinie vom Wasser überflutet wurde.

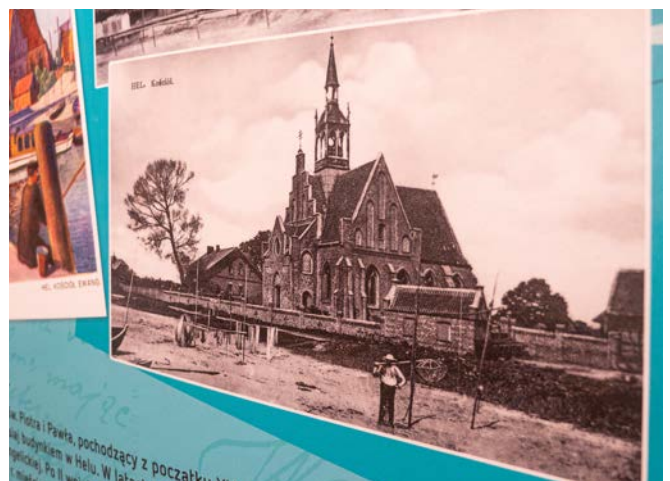
Bei einem Brand, der Hela 1572 heimsuchte, wurde auch der Kirchturm beschädigt. Nach dem Wiederaufbau diente er wahrscheinlich auch als Leuchtturm. In den folgenden zwei Jahrhunderten wurde das Gebäude noch mehrmals umgestaltet, erhielt dabei einen neuen Flügel sowie einen noch höheren Turm, erlitt durch heftige Stürme aber auch häufiger erhebliche Schäden. Eine regelrechte Katastrophe ereignete sich jedoch im Jahre 1861, als ein Erdbeben die Plattform, auf der die Kirche steht, teilweise zerstörte. Damals stürzte der vordere Teil des Gebäudes einschließlich des Turms ins Meer; und erst nach einer Bauzeit von fast 30 Jahren war die Kirche wiederhergestellt. Ihre Gestalt entsprach in der Grundstruktur bereits der heutigen Form.

1939 wurde der Kirchturm abgetragen, damit er bei Artillerieangriffen nicht als Orientierungspunkt dienen konnte. Das Gebäude selbst überstand den Krieg, wenngleich mit einigen Schäden, wurde späterhin renoviert und 1959, da durch die Vertreibung der deutschen Bevölkerung kaum noch evangelische Christen in Hela lebten, der Stadt zur Nutzung überlassen. Die Gemeinde organisierte an diesem Ort eine erste Ausstellung zu Themenbereichen der Fischerei, die bei den Besuchern auf großes Interesse stieß. Aufgrund dieses Erfolgs reifte bei den Verantwortlichen die Entscheidung, das Kirchengebäude in ein Museum umzuwandeln, das in den 1970er Jahren in die Obhut des Nationalen Maritimen Museums in Danzig übergang. Seitdem hat es dort das Fischereimuseum (Muzeum Rybołówstwa) als eine seiner Dependancen eingerichtet.

Der überarbeiteten und ergänzten Ausstellung, die nun gezeigt



Die ehemalige evangelische Kirche in Hela – heute Sitz des Fischereimuseums



Postkarte mit einer Aufnahme von der evangelischen Kirche in Hela aus dem frühen 20. Jahrhundert (Tafel aus der aktuellen Wechselausstellung des Museums)

wird, gingen in den Jahren von 2013 bis 2016 Renovierungs- und Konservierungsarbeiten voraus, bei denen in den Fensterlaibungen und an den Wänden des ehemaligen Gotteshauses Fragmente polychromer Wandmalereien entdeckt wurden, die teils aus der Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert, teils aus dem 19. bis 20. Jahrhundert stammen. Exemplarische Partien wurden restauriert und gemahnen nun an die jahrhundertealte Geschichte des Gebäudes. In diesem Zusammenhang wurde auch überraschenderweise eine Gedenkplatte freigelegt. Sie erinnert an Daniel Georg Hallman, der das Amt des Vogts von Hela in den Jahren von 1752 bis 1780 ausübte.

Leben mit dem Meer

Die Geschichte von Hela ist untrennbar mit dem Fischfang verbunden; denn seit prähistorischen Zeiten wurde dieses Land von Menschen bewohnt, für die das launische Meer die Hauptquelle der Nahrung und des Lebensunterhalts war. Die Fischerei war nie mit einem hohen sozialen Status verbunden, so dass die Fischer in der Regel zu den ärmeren Schichten gezählt wurden. Sie waren kernige, mit harter körperlicher Arbeit vertraute und an raue Wetterbedingungen gewöhnte Menschen. Ihre Fangmethoden haben sich nur sehr langsam verändert: Erst mit dem technischen Fortschritt im 19. und vor allem 20. Jahrhundert wurde die Arbeit der Fischer einfacher. Auch wenn durch diese Entwicklung einige der alten Fanggeräte fast in Vergessenheit geraten sind, kommen andere bis heute immer noch zum Einsatz.

Ein Besuch im Hela-Museum ermöglicht somit eine faszinierende Reise durch die Geschichte der Fischerei an der Ostsee von der frühesten Zeit bis zur Gegenwart. Es lädt die Besucher ein, die Arbeitsbedingungen und Techniken wie auch einige Geheimnisse des Fischereiberufs zu entdecken, die alte Kunst des kaschubischen Schiffbaus kennenzulernen und das Meer dank einer Vielzahl von Gemälden mit den Augen von Künstlern zu betrachten. Dabei lässt der Reichtum an Exponaten und Modellen, die im stimmungsvollen Ambiente der ehemaligen Kirche präsentiert werden, durchaus etwas von der authentischen Atmosphäre des früheren Lebens an der Küste spüren.

Direkt am Eingang eröffnet ein besonders wertvolles Ausstellungsstück den Rundgang – die einzige erhaltene Glocke der früheren evangelischen Kirche, die der Danziger Glockengießer Hans Uhle 1642 geschaffen hat. Die Glocke weist nicht nur eine harmonische barocke Form auf, sondern ist zudem mit reichen Ornamenten



Untere Ausstellungsfläche zur Geschichte der Fischerei auf der Ostsee; rechts ein Diorama zum Alltagsleben einer Fischerfamilie

sowie Darstellungen des heiligen Petrus mit seinen Himmelsschlüsseln sowie einer Kreuzigungsszene geschmückt.

Der erste, einleitende Teil der Ausstellung präsentiert die Geschichte und die geologischen Veränderungen des Ostseeraums sowie einige der mehr als 1.000 heimischen Arten von Fischen, Meeressäugern und Vögeln, darunter der Schweinswal, der in die Rote Liste der bedrohten Tierarten aufgenommene Ostsee-Delfin, die Robbe, das Blässhuhn oder die Eiderente.

Fanggeräte und Wasserfahrzeuge

Weitere Bereiche der Ausstellung, die sich auf zwei Etagen verteilt, thematisieren dann die Geschichte der Fischerei sowohl an der polnischen Ostseeküste insgesamt als auch speziell – und vor dem Hintergrund der Stadtgeschichte – auf Hela. Die Präsentation ist chronologisch geordnet, so dass sich die Entwicklung der Fischerei, des Schiffbaus und der Netzerstellung im Laufe der Jahrhunderte schlüssig verfolgen lässt.

Hier gibt es eine große Anzahl von Fanggeräten zu betrachten. Einige von ihnen sind kaum noch in Gebrauch – wie z. B. ein Stechwerkzeug, eine Art von Fischspeer, ein Schwimmkörper, ein »Hund«, wie er beim Schleppangeln eingesetzt wird, oder Vorrichtungen bzw. Geräte zum Fangen von Ostseekrabben; andere hingegen – wie vor allem Schleppnetze – werden bis heute auf vielfältige Weise genutzt.



Die einzige erhaltene, 1642 gegossene Glocke vom Turm der evangelischen Kirche in Hela und Durchblick auf einen Teil der Ausstellung zur Fauna der Ostsee



Miniatur-Diorama: Fischer beim Einholen einer Reuse



Modelle früher Fischerboote (v. o. n. u.): Kahn aus dem Lednica-See (nach 969), neolithischer Einbaum, Fischerboot aus Mechlinken, Kr. Putzig (11./12. Jahrhundert)



Trawler vom Typ B-10, gebaut in der Danziger Werft in den Jahren zwischen 1949 und 1957



Kaschubischer Fischer (Teil des unteren Ausstellungsfläche)

Im Zusammenhang der früheren Geschichte des südöstlichen Ostseeraums wird beispielsweise das Modell eines Fischerbootes aus Mechlinken, Kr. Putzig, gezeigt, dessen Wrack 1906 entdeckt wurde. Es stammt aus dem 11./12. Jahrhundert und gilt als das älteste Fischerfahrzeug dieses Typs aus der Danziger Bucht. Ein weiteres interessantes Denkmal bildet ein originales Fragment eines Einbaums, das Fischer in der Nähe von Heisternest im Wasser entdeckt haben und bergen konnten. Es gehörte zu einem rechteckigen Kahn mit einem Schott, wie er in der Region seit dem Mittelalter bekannt war.

Eine Reihe fein detaillierter Schiffsmodelle, von denen das Museum eine reichhaltige Sammlung besitzt, veranschaulicht auch die anschließende Entwicklung der einschlägigen Wasserfahrzeuge. So lässt sich z. B. eine Büse genauer betrachten, die in der frühen Neuzeit dem Fisch-, insbesondere dem Heringsfang diente, aber auch exemplarische Typen moderner Kutter und Trawler ziehen die Aufmerksamkeit der Besucher auf sich. Eine originelle Ergänzung dieser Abteilung bietet ein Miniatur-Diorama einer kaschubischen Schiffbauwerkstatt, die durch ein Guckloch in den Blick genommen werden kann.

Fischer-Sozietäten und die HANS BÄCKER

In einer Vitrine wird eine soziale Institution vorgestellt, die für das Zusammenleben der See-Kaschuben in hohem Maße charakteristisch ist und als komplexes Geflecht von Routinen, Regeln und Normen seit dem Mittelalter bis in die Gegenwart hinein gültig geblieben ist. Es handelt sich um das kollektiv-kulturell vererbte Phänomen der *maszoperëjô* (polnisch: »maszoperia«), das den zentralen Lebenszusammenhang der Menschen, die Fischerei, strukturiert und ihm Stabilität verleiht. Das kaschubische Wort stammt aus dem niederländischen »maatschappij«, das allgemein »Gesellschaft« bedeutet, in diesem Zusammenhang aber spezifischer als »Bund« oder »Sozietät« übersetzt werden sollte. Zu solch einer Genossenschaft vereinigen sich Fischer, um gemeinsam hinauszufahren und den Fangertrag gleichmäßig zu verteilen. Jede Gesellschaft kennzeichnete ihre Boote und Ausrüstung mit eigenen, unverwechselbaren Eigentumszeichen, den sogenannten »merki«. Die Mitglieder sind auch außerhalb der Arbeitsprozesse miteinander verbunden, denn sie verpflichten sich zu einer strikten Solidarität untereinander: Sie unterstützen Witwen und Waisen von verstorbenen Kameraden, und ein Teil des Einkommens wird für soziale Zwecke, wie z. B. für Armenhäuser, gespendet.

Auf der mittleren der drei Etagen fällt der Blick zunächst unweigerlich auf ein originales Boot; es gehört zum »Leba-Typus« (polnisch: »czołn łebski«), der ausschließlich auf den beiden großen, seit 1967 im Slowinzischen Nationalpark liegenden pommerschen



Schaukasten zu den Fischereigenossenschaften (maszoperie) mit Fanggeräten und Beispielen von Eigentumszeichen (merki) aus dem 19. und 20. Jahrhundert; unten ein Modell eines pommerschen Fischerbootes

Strandseen, dem Garder und dem Lebasee, zum Einsatz gekommen ist. Sodann richtet sich das Interesse aber alsbald auf eine Vitrine, in der ein prachtvolles Schiffsmodell, die HANS BÄCKER, aus dem Jahre 1744 zu bewundern ist. Es entstand als Weihgabe, die die Stadträte und Bewohner von Hela als Zeichen ihrer Dankbarkeit anfertigen ließen; denn 1734, zehn Jahre zuvor, hatten sich während des Polnischen Thronfolgekrieges (1733–1738) die Kommandeure der russischen Flotte durch eine Delegation, die von den Stadtbürgern und dem Pfarrer gebildet wurde, dazu bewegen lassen, ihren Beschuss von Hela einzustellen. Dieses Modell war, an Seilen unter der Decke befestigt, bis 1939 im Hauptschiff der Kirche aufgehängt. Nachdem es glücklicherweise den Krieg unbeschädigt überstanden hatte, konnte es 2016 nun als Ausstellungsstück an seinen früheren Ort zurückkehren.

Das Museum, das für die Museumspädagogik einen eigenen Bereich eingerichtet hat, verfolgt insgesamt eine Reihe von didaktischen Ansätzen. Dank interaktiven Elementen können Kinder beispielshalber ausprobieren, wie viel Kraft erforderlich ist, um ein Fischernetz einzuziehen, oder ihnen wird in einem Simulator erfahrbar gemacht, wie stark sich ein Kutter während eines Sturms neigen kann. Innerhalb der Ausstellung werden auch immer wieder ökologische Probleme aufgeworfen, bei denen es vor allem um den Schutz der Ostsee geht. Hier wird etwa veranschaulicht, welche Faktoren das Meer am meisten verschmutzen und wie viele Jahre es braucht, bis sich bestimmte Materialien im Wasser zersetzen.



Dioramas, das sich auf der des Museums befindet)



Blick in die Ausstellung auf der 2. Etage: ein Boot des »Lebatypus« (r.) und das Modell der HANS BÄCKER (im Hintergrund)



Das prachtvolle Schiffsmodell, das die Stadt und die Gemeinde 1744 als Votivgabe haben bauen lassen

Im dritten Stock des Gebäudes befindet sich schließlich ein Raum für Sonderausstellungen, in denen unter verschiedenen thematischen Aspekten Fotografien, Plakate, Gemälde oder auch Bernsteinkunst oder Holzschnitzarbeiten präsentiert werden. Die jüngste Schau erinnert bis zum 29. September unter dem Titel »Ich habe gebadet, ich habe erkundet, aber es regnet ...«. Hela auf alten Postkarten« (»Wykąpałem się, zwiedziłem, ale deszcz pada ...«. Hel na dawnych pocztówkach) an die Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, in der sich die Stadt zum beliebtesten Ferienort auf der Halbinsel entwickelte und von vielen Touristen besucht wurde. Die Postkarten aus polnischen und deutschen Sammlungen lassen ein früheres, nicht mehr existierendes Bild des Hafenstädtchens und seiner Umgebung wieder lebendig werden und geben aufschlussreiche Einblicke in die Seebadkultur jener Zeit.

Von hoher Warte

Der Rundgang durch die Ausstellung endet noch nicht am Ausgang des Hauses; denn rund um das Gebäude befindet sich ein lohnenswerter Freilichtbereich. Er umfasst Exemplare verschiedener Arten von kleineren Schiffen, darunter ein originales kaschubisches Boot, aber auch Bruchstücke verschiedener Wasserfahrzeuge sowie alte Fischfanggeräte. Besonders bemerkenswert ist das Motorboot DZIUNIA, das viele Jahre lang von polnischen Wissenschaftlern genutzt wurde, die sich zu Forschungszwecken in der Antarktisstation *Henryk Arctowski* aufhielten.



Netzschwimmer von einem kaschubischen Boot aus dem 20. Jahrhundert im Außenbereich des Museums



FOTO: MUZEUM WYKŁONISTWA, HELA

Blick von der Aussichtsplattform des Museumsgebäudes auf den Hafen von Hela

Zudem umfasst der frühere Kirchhof naturgemäß auch ein Lapidarium. Es bewahrt Grabdenkmäler der evangelischen Einwohner, die einst hier beerdigt worden waren. An der Nordwand des Gebäudes ist ein Grabstein befestigt, der sich von den anderen abhebt, weil seine Inschrift in englischer Sprache verfasst worden ist. Sie erinnert an einen Sam Barker, einen jungen Seemann, der im Jahre 1816 in der Nähe von Hela starb, als er vergeblich versuchte, sein Boot aus dem seichten Wasser zu ziehen. Angesichts des plötzlichen Todes, der diesen jungen Mann ereilte, endet das Epitaph – im Sinne eines *Memento mori* – mit einem eindringlichen Appell, den alle Menschen beherzigen sollten. Es lautet (sinngemäß übersetzt): »Ihr eitlen Sterblichen, die ihr euch an der Liebe und der Gesundheit erfreut, haltet inne und denkt nach, denn unter diesem Stein ruht einer, dem der Tod diese Segnungen der Vorsehung in einem einzigen Augenblick geraubt hat.«

Letztlich hält das Museum noch eine weitere besondere Attraktion bereit, denn der Turm der ehemaligen Kirche lässt sich besteigen. Von dort aus bietet sich ein atemberaubender Blick auf die Stadt, den Hafen und vor allem auf die Putziger Wiek. Bei gutem Wetter ist es möglich, die Dreistadt und am gegenüberliegenden Ufer sogar die Frische Nehrung zu sehen. Dieser wunderbare Blick auf den »Kuhschwanz« und die Danziger Bucht bildet einen perfekten Abschluss für einen Besuch im Fischereimuseum Hela, den sich niemand entgehen lassen sollte, der diese faszinierende Region kennenlernen oder noch besser verstehen möchte.



WIE die Zeit vergeht

Das »Museum der Danziger Wissenschaft« in der St. Katharinenkirche

Der dringende Rat »Zeit ist Geld«, den Benjamin Franklin (1706–1790) jungen Kaufleuten gab, bildet mit der strikten Ökonomisierung der Zeit erst eine sehr späte, aber besonders einprägsame Formulierung einer fundamentalen Erfahrung; denn dass »Zeit« eine knappe, kaum greifbare und rasch vergehende Ressource ist, war Menschen schon stets in allen Kulturen bewusst. Neben der philosophischen Dimension des Zeiterlebens verweist Franklins Mahnung freilich zugleich auf die wirtschaftliche und soziale Bedeutung, die der Zeitmessung pragmatisch zukommt: Sie ist unerlässlich, um eine geleistete Arbeit abschätzen bzw. bewerten sowie die komplexen Prozesse einer arbeitsteiligen Gesellschaft – und deren Zusammenleben insgesamt – koordinieren und steuern zu können.

Seit dem späten Mittelalter wurde es im Abendland möglich, zu diesen Zwecken aufwändige mechanische Uhrwerke zu konstruieren, die zunächst als allgemeine Taktgeber des gemeinschaftlichen Lebens in Kirchtürme eingebaut, späterhin dann für Wohlhabende freilich auch zur individuellen Nutzung verfügbar gemacht wurden. Die hier einsetzende Geschichte der Uhrenbaukunst sowie der entsprechenden Strategien der Zeitmessung erzählt das »Museum der Danziger Wissenschaft«, das vor allem seit seiner Wiedereröffnung im Jahre 2013 in der Kulturlandschaft des unteren Weichsellandes eine weithin sichtbare Landmarke bildet.

Vom »Turmuhrn-Atelier« zum »Museum der Danziger Wissenschaft«

Das heutige »Museum der Danziger Wissenschaft« wurde 1996 unter dem Namen »Turmuhrn-Atelier« als Abteilung des Historischen Museums der Stadt Danzig gegründet. Hauptinitiator dieser Einrichtung war Dr. Grzegorz Szychliński, ein 1955 geborener Maschinenbauingenieur und herausragender Spezialist für alle Fragen der Uhrenbaukunst. In den 1980er Jahren hatte er zu dem Expertenteam gehört, das die – in den Jahren 1464 bis 1470 von Hans Düringer geschaffene – astronomische Uhr in der Danziger Marienkirche restauriert bzw. rekonstruiert hat. Die Sammlung an alten Uhrwerken, die Szychliński bereits privat zusammengetragen hatte, wuchs weiter an, und da es ihm gelang, die damalige Direktion des Historischen Museums für das Projekt eines Uhrenmuseums zu interessieren, begann eine gemeinsame Ausschau nach einem geeigneten Ort, an dem die wertvollen Stücke der Öffentlichkeit präsentiert werden könnten.

An diesem Punkt kam der Prior des Karmeliterordens ins Spiel, in dessen Obhut die St. Katharinenkirche seit 1945 stand: Szychliński hatte 1991 die Wartung und Pflege des dortigen Glockenspielwerks übernommen. (Zu dieser Zeit verfügte das Instrument noch nicht über die Mindestzahl von 23 Glocken, von der an es als »Carillon« bezeichnet werden darf.) Dank diesen Kontakten erhielt der passionierte Uhrensammler die Erlaubnis, die erste Etage des massiven Kirchturms für sein Vorhaben zu nutzen und konnte dort 1996 das »Atelier« eröffnen.

Drei Jahre später erhielt diese neue Abteilung des Historischen Museums für ihre Ausstellung »Das Phänomen der Zeit« die *Sybilla*, den bedeutendsten polnischen Museumspreis. Nun wurde sie offiziell als »Turmuhrnmuseum« etabliert, und Grzegorz Szychliński übernahm die Stelle des Direktors, die er bis 2020 innehatte. Eine Kooperation mit der Danziger Kunstakademie verschaffte der Uhrenaussstellung bald eine noch größere Bekanntheit und Attraktivität, denn sie führte im Jahr 2000 zur Einrichtung einer »Galerie auf dem Turm«. Schon 2006 wurden die Aktivitäten des Museums zum zweiten Male mit einer *Sybilla* prämiert, und im Juni dieses Jahres sollte in enger Verbindung mit dem erneuerten Glockenspiel der St. Katharinenkirche – das aufgrund des Danziger Jubiläumsjahr 1997 noch um die »Millenniumsoktave« erweitert worden war – der erste Internationale Carillon-Kongress stattfinden. – Ein Großbrand aber machte am 22. Mai die meisten Pläne zunichte.



Der verheerende Kirchenbrand vom 22. Mai 2006

Dieser Unglückstag war einer der dunkelsten in der Geschichte des Gotteshauses. Im Laufe von Reparaturarbeiten auf dem Dach brach ein Feuer aus, das bald die gesamte Dachfläche erfasste und drohte, auf den Turm mit seiner sorgfältig rekonstruierten Turmspitze und dem kostbaren, nunmehr 49 Glocken umfassenden Carillon überzugreifen. Die Museumsangestellten, deren Büro sich über der Südkapelle befindet, hatten dieses Geschehen zunächst gar nicht wahrgenommen und wunderten sich lediglich über die Löschzüge, die unten auf der Straße hielten. Wenig später kam dann jedoch unmissverständlich die Aufforderung, das Gebäude schnellstmöglich zu verlassen.

Das Kirchendach war zwar völlig zerstört, glücklicherweise kamen aber keine Personen zu Schaden, und den Kirchturm konnte die Feuerwehr noch rechtzeitig retten. Allerdings waren dort alle kostbaren Ausstellungsstücke unter Wasser gesetzt worden. Das Carillon musste zunächst verstummen, weil die Löscharbeiten eine Traktur und den Steuerungscomputer in Mitleidenschaft gezogen hatten. Diese Probleme konnten aber verhältnismäßig rasch behoben werden, und auch wenn der Brand verhinderte, dass die kurz zuvor angekommene »Katarzyna«, die größte (und dann 50.) Glocke des Carillons noch im Turm angehängt wurde – dies geschah dann erst im Jahre 2013 –, konnte der Internationale Kongress durchgeführt werden und wurde zu einem vollen Erfolg.

Das Turmuhrenmuseum hingegen musste über sieben lange Jahre geschlossen bleiben, weil der Wiederaufbau der Kirche so viel Zeit in Anspruch nahm. Währenddessen wurden sämtliche Exponate und andere Objekte im Magazin des Historischen Museums der Stadt Danzig zwischengelagert. Am 1. Juli 2013 konnte dann endlich die feierliche Wiedereröffnung stattfinden, wobei das Museum nun noch zusätzlichen Ausstellungsraum hinzugewonnen hatte, denn ihm standen von jetzt an nicht nur alle Etagen des Turms, sondern auch das Dachgeschoss des Kirchenschiffs zur Verfügung.

In dieser Zeit des Zuwartens schärfte das Museum sein Profil, indem es spannende wissenschaftliche Aktivitäten entfaltete und Projekte entwickelte, die in Polen und auch europaweit Aufmerksamkeit erregten. Dazu gehört vornehmlich die Pulsar-Uhr *Hevelius 2011*. Sie war ab 2010 von einem Spezialisten-Team konzipiert worden, das unter der Leitung von Grzegorz Szychliński sowie von Eugeniusz Pazderski (1946–2014) vom Astronomie-Zentrum der Universität Thorn stand, und wurde am Katharinentag des nachfolgenden Jahres – in dem sich der Geburtstag des Danziger Astronoms Johannes Hevelius zum 400. Male gejährte hatte – der Öffentlichkeit vorgestellt: Für den Empfang der pulsaren Taktsignale war zwischen zwei Dächern des Presbyteriums eine Stahlkonstruktion mit 16 Antennen errichtet worden; der Kontrollraum befand sich im Dachgeschoss des Kirchenschiffs. Zum Zeitpunkt der Installation war dies die erste Uhr, die den Lauf der Zeit anhand einer außerirdischen Signalquelle bestimmte. Dadurch gelang es, die Genauigkeit von Atomuhren um das Neunfache zu erhöhen. – Diese außerordentliche Leistung trug wesentlich dazu bei, dass das Turmuhrenmuseum 2016 den neuen, anspruchsvollen Namen »Museum der Danziger Wissenschaft« (MUZEUM NAUKI GDAŃSKIEJ) erhielt.



FOTO: HANS-PETER BALFANZ VIA COMMONS, WIKIMEDIA.ORG – CC BY-SA 3.0

Die wiederhergestellte St. Katharinenkirche (Aufnahme aus dem Jahre 2017); auf dem Dach des Chors die Stahlkonstruktion mit den 16 Antennen der Pulsar-Uhr

Raritäten, Schätze und Rekorde

Bevor der Rundgang durch die Ausstellung beginnen kann, muss zunächst ein Aufstieg bis zur ersten Plattform bewältigt werden. Dieser Weg ist keineswegs barrierefrei, denn die Bauformen der gotischen Architektur lassen sich in diesem Falle nicht mehr nachträglich modifizieren. Vom Seiteneingang des Kirchturms aus ist das Museum allein über eine Wendeltreppe erreichbar, die überdies nur jeweils von einer einzelnen Person passiert werden kann. Der Wechselverkehr zwischen Auf- und Abstieg muss deshalb genau reguliert werden, und diese Aufgabe übernimmt wie bei Engstellen im Straßenverkehr eine regelrechte Signalampel.

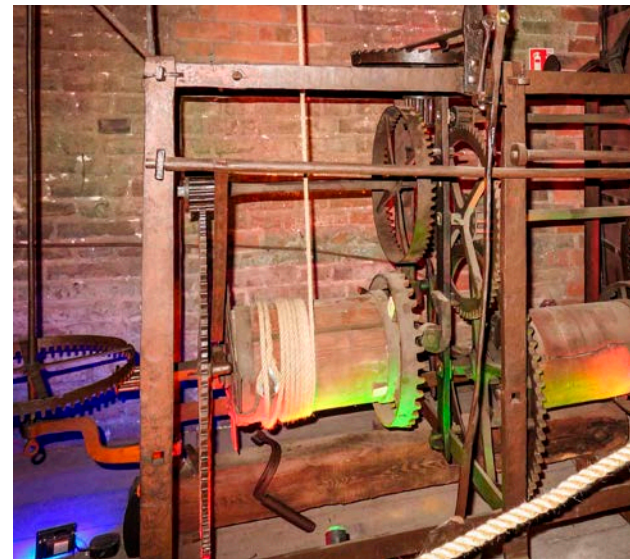
Sobald der Zugang zum Museum erreicht ist, betreten die Besucher einen abgedunkelten Raum, der vom Farbenspiel eines effektvollen, gleichsam theatralischen Lichtdesigns erhellt wird, und sie umhüllt sogleich eine akustische Wolke, die das asynchrone Ticken von zahlreichen, jeweils ihrem eigenen Rhythmus folgenden Uhren entstehen lässt.

Heute umfassen die Sammlungsbestände über 150 Objekte: Uhren, Werke und Fragmente historischer Kirchturmuhren sowie auch Glocken. Zu den besonders wertvollen Exponaten gehören Uhrwerke mit einem Foliot, einem Gangregler, der in frühen mechanischen Räderuhren einen halbwegs gleichmäßigen Gang zu bewirken vermochte, wenngleich der Toleranzbereich der Ganggenauigkeit noch eine Abweichung von ca. 15 Minuten pro Tag umfasste. Nachdem Christiaan Huygens in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts das Schwerependel zur Regulierung von Uhren nutzbar gemacht hatte, wurden die meisten älteren Uhrwerke umgebaut, so dass nur noch wenige mit einem authentischen Foliot erhalten blieben. Im Museum befinden sich ein frühes Exemplar aus dem 14./15. Jahrhundert mit ungewisser Herkunft sowie ein späteres aus dem 17. Jahrhundert, das die Kirchturmuhren von Subkau (Subkowy), Kr. Dirschau, antrieb und deren Zeiger bewegte.

In diesem Ausstellungsbereich zieht beispielsweise das 1789 erbaute Uhrwerk aus der Königlichen Residenz im Warschauer »Park der



Blick in den Ausstellungsraum auf der ersten Etage; im Hintergrund unterhalb des Treppenaufgangs eine Schmiede



Uhrwerk mit Foliot aus der Kirche von Subkau

Bäder« (Łazienki-Park) ebenso die Blicke auf sich wie die Schmiede, die unterhalb des Treppenaufgangs eingerichtet ist und dank der Illumination den Eindruck erweckt, als warte sie betriebsbereit nur auf den Meister. Geradezu spektakulär freilich wirkt hier ein gewaltiger Pendelkörper, dessen Aufhängung sich in einem oberen Stockwerk befinden muss. Er gehört zu einem Projekt, dessen Abkürzung »P-31M« ein *Pendulum* (lat. für Pendel) mit einer Länge von mindestens 31 Meter bezeichnet. Dieses geradezu gigantische Pendel ist das Ergebnis eines erfolgreichen Rekordversuchs.

Über lange Zeit verfügte das Hotel *Cornavin* in Genf über die größte mechanische Uhr der Welt, die eine Gesamtlänge von 30,05 Metern aufweist und vom neunten Stock bis zum Erdgeschoss hinunterreicht. Dieses Maß galt es zu übertreffen, und so wurde für die St. Katharinenkirche ein Pendel konzipiert, das von der Höhe des Carillons und der Zifferblätter bis zum ersten Stock des Turms herabhängt und nun auf eine Länge von 31,25 Meter kommt. Es schwingt jeweils zehn Sekunden lang in eine Richtung, und das Gewicht beträgt 300 kg. Es wurde Ende 2016 in Gang gesetzt, und seitdem können sich die Besucher nur schwer dem außergewöhnlichen Eindruck dieser gleichmäßigen majestätischen Bewegung entziehen, in der sich die Zeit zu dehnen scheint. Dass das Danziger Museum nun über das längste Pendel der Welt verfügt, ist am 18. August 2023 auch offiziell festgestellt und im *Guinness-World-Records*-Buch vermerkt worden.



Der Pendelkörper des Weltrekord-Pendels »P-31M«

Von diesem ersten Raum aus führt ein Durchgang auf den Dachboden der Katharinenkirche. Hier ist eine umfangreiche und wertvolle Sammlung von »Werder-Uhren« zu betrachten, die der namhafte Bildhauer und Goldschmied Paweł Fietkiewicz (1930–2015) zusammengetragen und dem Museum vermacht hat. Diese Uhren sind technisch nicht allzu aufwändig gefertigt und mit einem oder mit zwei Zeigern ausgestattet. Sie wurden von Mennoniten hergestellt, die sich im späten 17. Jahrhundert mit der Uhrenbaukunst vertraut gemacht hatten und ihre Fertigkeiten und Verfahrensweisen von Generation zu Generation weitergaben. Sehr bekannt war z. B. die Familie Kroeger, die ihre Produktion bereits in der Weichselniederung

aufgenommen hatte und sie, nachdem sie wie viele ihrer Glaubensbrüder aus Westpreußen ausgewandert war, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts auf dem Gebiet der heutigen Ukraine fortsetzte. Die Zifferblätter sind aus Blech hergestellt und malerisch reich dekoriert. Dadurch sind diese Exponate in dem primär an der Technik orientierten Museum die ästhetisch am meisten ansprechenden Uhren.

Zudem findet sich in diesem Raum eine eigene Ausstellungssektion über einen der bedeutendsten Danziger Wissenschaftler, den schon genannten Johannes Hevelius (1611–1687). Dieser berühmte Astronom beschäftigte sich naturgemäß auch mit der Uhrenbaukunst, und deshalb werden hier Rekonstruktionen seiner Entwürfe und Prototypen gezeigt. Überdies wird ein Modell der drei Häuser gezeigt, auf deren Dächern Hevelius einst seine Sternwarte eingerichtet hatte.



FOTO: HANS-PETER BALFANZ VIA COMMONS.WIKIMEDIA.ORG - CC BY-SA 3.0



FOTOS: BARTOSZ SKOP

Ausstellungsraum im Dachgeschoss des Kirchenschiffs mit Werderuhren und dem Pavillon mit Hevelius-Exponaten



Hevelius-Diorama



Werderuhr mit einem Zeiger; vermutlich Ende des 18. Jahrhunderts von Johann Krueger gefertigt



Werderuhr ca. um 1900 von der Fabrik D. D. KROEGER in Rosenthal (in der heutigen Ukraine) hergestellt



Die von Józef Kozłonski in den Jahren von 1905 bis 1911 erbaute astronomische Uhr

Schließlich ist eigens auf eine Kuriosität hinzuweisen: auf eine Astronomische Uhr *en miniature*, die ein Józef Kozłonski in den Jahren von 1905 bis 1911 in Groß Lonk (Polskie Łąki), Kr. Schwetz, konstruiert hat. Sie ist im neugotischen Stil gehalten und folgt im Aufbau den großen astronomischen Uhren in Danzig, Straßburg oder Prag. Sie zeigt die Monate, Wochentage, Stunden, Minuten, Mondphasen und Tierkreiszeichen an, und selbstverständlich ist im unteren Teil auch ein astronomischer Kalender berücksichtigt. Er setzt im Jahre 1911 ein und reicht bis ins Jahr 2036. Über der Kalenderscheibe und der im mittleren Teil angebrachten Uhrenscheibe wird das Gehäuse von einem »Theaterteil« gekrönt, in dem Christus und die zwölf Apostel erscheinen. Die Mechanik dieser Uhr wurde kürzlich durchgesehen und funktioniert seitdem wieder völlig einwandfrei.



FOTO: BARTOSZ SKOP

Installation mit erhaltenen Glocken des ehemaligen Glockenspiels im Turm der Paul Beneke-Jugendherberge auf dem Bischofsberg

Paweł Adamowicz (1965–2019) realisieren: So wurde die »Katarzyna« im Jahre 2006 von der KONINKLIJKE EIJSBOUTS im niederländischen Asten gegossen.

Die Bewunderung für dieses großdimensionierte Musikinstrument vermag zuweilen sogar noch weiter gesteigert zu werden: wenn die Besucher einem Carillonneur oder einer Carilloneurin durch die Glaswände der Kabine hindurch beim Spielen zusehen und mit eigenen Augen beobachten können, wie kraftvoll und zugleich virtuos die Glocken zum Erklingen gebracht werden.

Die letzte Station unseres Rundgangs bildet die Aussichtsplattform unterhalb der Turmlaterne, von wo aus sich ein faszinierender weiter Blick über die gesamte Danziger Innenstadt eröffnet und alle, die bis hierhin heraufgestiegen sind, überreich für ihre Mühe entlohnt.

* * *

Wer bei seinem Besuch die Gelegenheit ergreift, die mannigfachen Exponate im »Museum der Danziger Wissenschaft« eingehend zu betrachten, gewinnt sicherlich einen vertieften Einblick in die Geschichte der Uhrenbaukunst wie auch in die grundsätzlichen Bemühungen und ausgeklügelten Möglichkeiten, die physikalische Zeit zu messen. Allerdings werden sich ihm die technischen Geheimnisse und individuellen Merkmale der großen und kleinen technischen Wunderwerke kaum ausnahmslos erschließen. Dies ist aber kein Schaden, denn stattdessen sollte er sich häufiger den Eindrücken überlassen, die ihm in der »akustischen Wolke« vermittelt werden: Das allgegen-

Wir kehren zum Turm zurück und steigen die – nun breitere – Treppe zum nächsten Stockwerk hinauf. Auf dem Wege begegnen die Besucher einer 2013 eingerichteten Installation frei im Raum schwebender Glocken. Dabei handelt es sich um die Relikte des Glockenspiels, das 1939 in der Danziger Werft gegossen und dann im Uhrenturm der Jugendherberge Paul Beneke auf dem Bischofsberg angebracht worden waren. Auf der Etage selbst sind Uhrwerke aus dem 19. und 20. Jahrhundert ausgestellt. Sie stammen von Firmen wie C. F. ROCHLITZ aus Berlin, JOHANN FRIEDRICH WEULE aus dem niedersächsischen Bockenem oder G. & F. COPE LTD. aus Nottingham. Darüber hinaus ist z. B. eine Turmuhr mit einem automatischen Glockenspiel beachtenswert, die 1926 in Buer bei Melle von der Fabrik EDUARD KORFHAGE & SÖHNE hergestellt worden ist – von jener Firma, die 1910 die Kirchturmuhr von St. Katharinen geliefert hatte; desgleichen soll noch auf das Uhrwerk hingewiesen werden, das die von Michał Mięśowicz (1864–1938) gegründete »Erste Nationale Turmuhrfabrik« in Krosno gebaut und dabei das Pendel originellerweise in der Form einer Flamme gestaltet hat.

Die nächste – nunmehr dritte – Etage beherbergt das berühmte Carillon, das nicht mehr in der Turmlaterne, sondern – seit dem Abschluss der ersten Erneuerungsphase im Jahre 1989 – im Inneren des massiven Glockenturms untergebracht ist. Dort kann es jetzt in Gänze besichtigt werden. Besondere Aufmerksamkeit wird dabei stets der bereits erwähnten imposanten »Katarzyna« geschenkt, die 2.835 kg wiegt und auf den Ton B gestimmt ist. Diese perfekte Abrundung des Carillons wurde vom Leiter des Turmuhrmuseums angeregt und ließ sich letztlich durch die großzügige Förderung des Projekts durch die Stadt und ihren Bürgermeister

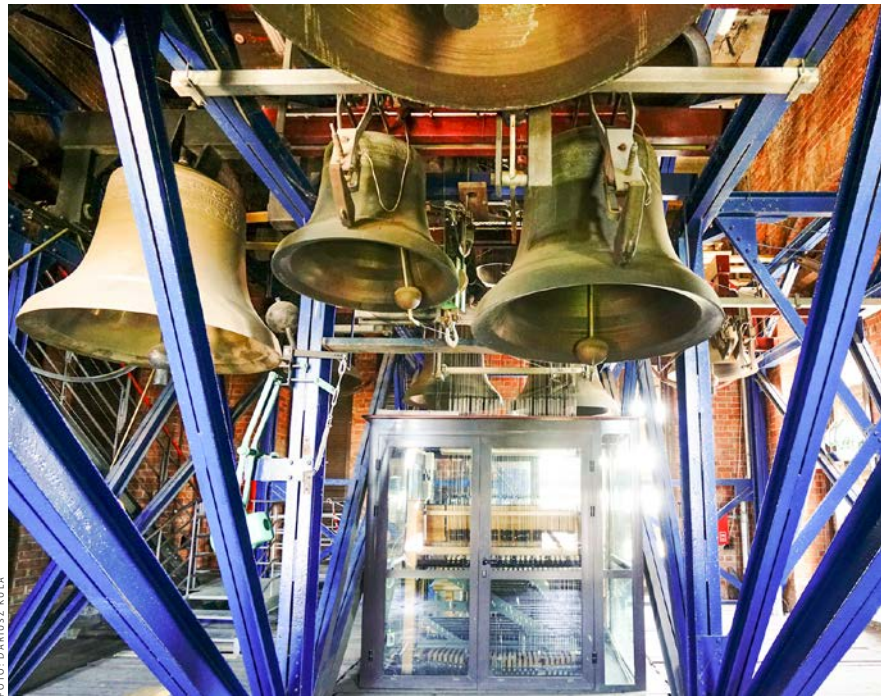


FOTO: DARIUSZ KULA

Die großen Glocken des Carillons und die verglaste Spielerkabine

wärtige vielstimmige asynchrone Ticken so vieler Uhren vermag ihn dazu anzuregen, jenseits aller Präzision der Apparaturen noch einmal genauer über das Wesen der Zeit nachzudenken – und vermutlich erscheint auch ihm dann die Erfahrung und Einsicht plausibel, die der Kirchenvater Augustinus von Hippo (354–430) einst im elften Kapitel seiner *Confessiones* festgehalten hat: »Was also ist die Zeit? Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es. Wenn ich es einem erklären will, der danach fragt, weiß ich es nicht.« **st** Bartosz Skop

Phönix aus der Asche

Das Marienburger Stadtmuseum als Ort gemeinsamer Erinnerung

Die Hoffnung, dass es gerade im deutsch-polnischen Verhältnis gelingen möchte, nach den langen Phasen der geteilten Geschichte endlich auch zu Formen des gemeinsamen Erinnerns zu gelangen, war für den Heimatkreis Marienburg und die heute polnische Stadt Malbork die leitende Motivation, mit vereinten Kräften eine Wiedergründung des Marienburger Stadtmuseums, das zuvor von 1925 bis 1947 bestanden hatte, ins Werk zu setzen. – Gut fünf Jahre nach der Eröffnung dieses neuen Hauses, die am 16. Juni 2018 feierlich begangen worden ist, sollen hier die bisherigen Ergebnisse dieses Versuchs in den Blick genommen werden.

Eröffnung einer Ausstellung

Am 2. März dieses Jahres fand im Westpreußischen Landesmuseum (WLM) in Warendorf eine bemerkenswerte Veranstaltung statt: Der Vortragsraum vermochte das zahlreiche Publikum buchstäblich nicht zu fassen, als Frau Dr. Reisinger-Weber, die Vorsitzende des Vorstandes der Kulturstiftung Westpreußen, gemeinsam mit der Kulturreferentin, Frau Magdalena Oxfort M. A., die Anwesenden in die Ausstellung *Die Einwohner von Marienburg aus der Sicht der ersten Fotografen* einführte. Diese Ausstellung, die noch bis zum 2. Juni gezeigt wird, spannt einen weiten Bogen: Sie erläutert differenziert die technische Entwicklung der Fotografie sowie exemplarische Aufnahmen der von den 1850er bis in die 1970er Jahre hinein in Marienburg ansässigen Fotografen. Da selbstverständlich auch regelmäßig die Stadt sowie die Burg abgelichtet worden sind, können zudem aufschlussreiche Fotos integriert werden, die den Wandel der Stadt Marienburg über einen Zeitraum von über 100 Jahren dokumentieren. Ergänzt wird die Ausstellung überdies durch Exponate wie historische Aufnahmeapparaturen und Fotoalben, die die Geschichte dieses Bildmediums veranschaulichen.

Diese zweisprachige Ausstellung war vom Direktor des Marienburger Stadtmuseums (Muzeum Miasta Malborka), Tomasz Agejczyk, und seinem Team konzipiert und dort – gemeinsam mit den Kooperationspartnerinnen Jutta Reisinger-Weber und Magdalena Oxfort – am 15. September 2023 eröffnet worden. Die Parallelveranstaltung in Warendorf bildete nun ein sinnfälliges Pendant in einer florierenden Zusammenarbeit, die nicht zuletzt dadurch verdeutlicht wurde, dass zur Eröffnung aus Marienburg eine hochrangige Delegation angereist war, der neben mehreren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sowohl der Museumsdirektor als auch der Bürgermeister der Stadt, Marek Charzewski, angehörte.



FOTO: THOMAS HÖLSCHER

Publikum bei der Warendorfer Ausstellungseröffnung am 2. März – in der ersten Reihe, 2. bzw. 3. v. l.: Peter Horstmann, der Bürgermeister von Warendorf, und Marek Charzewski, der Bürgermeister von Malbork



FOTO: THOMAS HÖLSCHER



FOTO: URSULA ENKE

Museumsdirektor Tomasz Agejczyk bei seinem Grußwort

Blick in die Ausstellung nach der Eröffnung

Deutsch-polnische Partnerschaften

Die Veranstaltung in Warendorf ließ für alle Besucher die Intensität deutlich werden, mit der sich das Westpreußische Landesmuseum wieder auf sein ursprüngliches Motto – die Vermittlung von Begegnungen mit der deutsch-polnischen Kulturregion an der unteren Weichsel – zu besinnen sucht. Zudem belegt die Ausstellung nachdrücklich, auf welchem hohem Niveau die Arbeit des Marienburger Stadtmuseums angesiedelt ist und wie es diesem Haus gelingt, durch klug gewählte Themen die deutsche und polnische Geschichte der Stadt als Kontinuum zu fassen und sie präzise in der Erinnerungskultur beider Länder zu verorten.

Tomasz Agejczyk, der seine Leitungsaufgabe – zunächst für fünf Jahre – am 1. Januar des Vorjahres übernommen hat, verfolgte diesen Ansatz bereits in der ersten von ihm kuratierten Ausstellung. Sie war im April 2023 eröffnet und der Geschichte der jüdischen Gemeinde von Marienburg gewidmet worden. In Kooperation mit dem Marien-



FOTO: MUZEUM MIASTA MALBORKA

Ein Raum der Ausstellung »Sichtbar, fast vergessen. Über die jüdische Gemeinde in Marienburg« im Stadtmuseum von Malbork



FOTO: MUZEUM MIASTA MALBORKA

Ein weiterer Raum der Sonderausstellung zur jüdischen Gemeinde mit Teilnehmern der Eröffnungsveranstaltung, u.a. Marek Charzewski, dem Bürgermeister der Stadt (l.)

burger Staatsarchiv bot das Stadtmuseum hier Einsichten in die Zeit, in der Juden gemeinsam mit Christen beider Konfessionen lebten und die 1814 gegründete Gemeinde bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten eine feste Komponente des städtischen Lebens bildete. Diese Gemeinschaft war – wie überall im Deutschen Reich – bereits 1933 in ihren Rechten eingeschränkt worden, so dass sich mehrere Familien entschlossen, das Land zu verlassen, und sie ging 1938 endgültig unter, denn nun wurden die noch übrigen Gemeindeglieder verhaftet, in Konzentrationslager deportiert und zumeist ermordet.

Eine Vielzahl von Exponaten, Erinnerungsstücken, Annoncen und Plakaten, Fotografien von Personen, Orten und Gegenständen sowie diversen Dokumenten ließen nun die so lange und nachdrücklich verwischten Spuren der Juden in Marienburg sichtbar werden; dabei wurden gerade auch exemplarische Profile von einzelnen Bürgern, deren berufliche und gesellschaftliche Aktivitäten und Beiträge zum Gemeinwesen sowie deren individuelle Schicksale akzentuiert. Zu diesen Persönlichkeiten gehörten z.B. der Eisenhändler David Bernstein, der Seifenfabrikant Ernst Jaruslawsky oder Heinrich Mehrländer, der die renommierte Apotheke ZUM GOLDENEN ADLER betrieb, und nicht zuletzt Arnold Flatauer, der an zwei Standorten das Bekleidungshaus CONITZER & SÖHNE führte: ein Förderer kommunaler Interessen und Besitzer der luxuriösen Villa aus dem späten



QUELLE: [HTTPS://83-200.PL/](https://83-200.pl/)

Die ehemalige Villa Flatauer, seit 2018 Sitz des Marienburger Stadtmuseums

19. Jahrhundert, die heute das Marienburger Stadtmuseum beherbergt.

Diese Ausstellung verfügt ebenfalls über ein erhebliches Potential, Brücken nach Deutschland zu schlagen, denn auch hier wächst zunehmend das Bewusstsein für die Verluste, die jedem einzelnen Ort durch die nationalsozialistische Rassenideologie zugefügt worden sind. Deshalb liegt es nahe, dass Teile der Ausstellung zur ostdeutschen jüdischen Gemeinde gegenwärtig auch in Monheim am Rhein gezeigt werden, in jener Stadt, die mit Malbork seit 2005 durch eine lebendige Partnerschaft verbunden ist. Dort korrespondiert die Geschichte von Marienburg nun mit der Erinnerung an das damalige Schicksal der eigenen jüdischen

Mitbürger und bestärkt das Bemühen der Stadt, ihrer durch das Setzen von »Stolpersteinen« und »Stolperschwellen« zu gedenken. Darüber hinaus wird die exemplarische Aufarbeitung der deutsch-jüdischen Lokalgeschichte auch für ein paralleles Projekt des WLM von grundlegender Bedeutung sein; denn hier wird für den Beginn des kommenden Jahres eine Ausstellung über die Juden in Danzig und Westpreußen geplant, die Partien der Marienburger Ausstellung integrieren und dann ihrerseits auf die westfälische Geschichte eingehen soll.

Ein verlässlicher Ort der gemeinsamen Erinnerung

Die breit recherchierten, materialreichen und überzeugend gestalteten Ausstellungen, die der neue Direktor der Öffentlichkeit präsentiert hat, stehen bereits in einer eigenen Tradition, die in den viereinhalb Jahren vor seiner Amtsübernahme gestiftet und gefestigt worden war. Schon ein flüchtiger Blick auf die Homepage des Museums – muzeum.malbork.pl – macht offensichtlich, dass Tomasz Agejczyk vor 15 Monaten von seiner Vorgängerin, Dorota Raczkowska, ein wohlbestelltes Haus übernommen hat; denn dort findet sich eine Reihe von Rubriken, die jeweils zu vielversprechenden, materialreichen Unterseiten führen und damit auch über die früheren Arbeiten Auskunft geben.



Die »Projekte« (Projekty) zeigen grundsätzlich, zu welcher thematischen Breite das Stadtmuseum sich von Beginn an durch polnische und deutsch-polnische Förderstrategien hat anregen lassen – und erst recht, wie viele erfolgreiche Drittmittelanträge schon in relativ kurzer Zeit gestellt worden sind. Des Weiteren wird rasch klar, dass für die Sammlung und Vermittlung des historischen Kulturguts auch tragfähige partizipative Konzepte entwickelt worden sind und dass bei den Aufgaben des Erforschens, Bewahrens, Dokumentierens und Präsentierens neben dem Archiv und den Ausstellungen die digitalen Medien

von Beginn an eine entscheidende Rolle gespielt haben. (Inzwischen ist im Rahmen eines Schülerwettbewerbs sogar eine Folge von fünf Podcasts entwickelt und eingestellt worden.)

Bereits 2019, nur eineinhalb Jahre nach der offiziellen Eröffnung, sind beispielsweise Fotos aus dem Marienburg-Archiv in eine Website (marienburg.malbork.pl) eingepflegt und dank einer umsichtigen Navigation leicht zugänglich gemacht worden. Damit veranschaulicht diese Website, wie optimal sich auf diese Art eine zeitgemäße Pflege ostdeutschen Kulturguts verwirklichen lässt – und dass es in der Gegenwart letztlich irrelevant ist, an welchem konkreten Ort sich derartige Archivbestände befinden: Das einzige, wirklich entscheidende Kriterium liegt bei dieser Fragestellung darin, wo diese Dokumente engagiert, kompetent und auf einer hinlänglich soliden finanziellen Grundlage betreut werden können.

Dieses Bemühen, die deutsche und polnische Stadtgeschichte kohärent zu erschließen und weiten Kreisen zu vermitteln, manifestiert sich z. B. auch im »Historischen Pfad« (Ścieżka historyczna), der die Besucher zu etlichen Punkten der Stadt führt, die Geschichte einzelner Gebäude schildert und sie mit Bilddokumenten illustriert; und in die gleiche Richtung weisen – um noch ein weiteres Beispiel zu nennen – die »Publikationen« (Publikacje) des Museums. Zu ihnen gehört einesteils der *Bedeker Malborski 1845–1945*, in dem Ryszard Rząd mit einer Fülle historischer Dokumente polnischen Leserinnen und Lesern das alte Marienburg während der hundert Jahre vor dem Untergang der deutschen Stadt nahebringt; andernteils findet sich dort ein durchgängig zweisprachiger Katalog zu der Ausstellung, die zum 100. Jahrestag der Volksabstimmung von 1920 veranstaltet worden ist.

Ein weise konzipiertes und mutiges »Joint Venture«

Dass dieses Haus tatsächlich existiert und derart erfolgreich arbeiten kann, war keinesfalls selbstverständlich, sondern nur in langwierigen und voraussetzungsreichen Prozessen zu erreichen. Mehr als

zehn Jahre lang waren zuvor die Einrichtung eines Stadtmuseums in Malbork sowie die Beteiligung des Heimatkreises Marienburg an diesem Projekt in verschiedensten Gruppen und Konstellationen bedacht und besprochen worden. Im Sommer 2017 aber konkretisierten sich diese Überlegungen, als beherzte Bürger von Malbork, überwiegend Mitglieder der Stiftung *Mater Dei*, der Stadtverwaltung einen fundierten Antrag vorlegten, dem nach umfangreichen Beratungen alle politischen Organe zustimmten. Parallel dazu wurde beim 40. Bundestreffen des Heimatkreises Marienburg – vom 26. bis zum 28. Mai 2017 in Wesel – mehrheitlich entschieden, dass Parteien aus dem Marienburger Heimatkreis-Archiv aus Hamburg nach Marienburg verlegt werden sollten.

So kam als Kooperationsform ein regelrechtes »Joint Venture« zustande, denn beide Partner verfügten über spezifische, jeweils wechselseitig konstitutive Ressourcen. Der Heimatkreisvertreter, Bodo Rückert, sowie der Erste Bürgermeister der Stadt Malbork, Marek Charzewski, kamen am 18. August 2017 in einer schriftlichen Absichtserklärung darin überein, dass Bestände des Marienburg-Archivs bis spätestens zum Ende des Jahres in ein neugeschaffenes Stadtmuseum überführt werden und sie an diesem Ort dazu dienen sollten, die Geschichte der Stadt bis zum Jahre 1945 zu veranschaulichen. Überdies wurde vereinbart, dass die Bestände den heutigen Bürgern und allen Besuchern jederzeit zugänglich sein sollten, wobei Mitgliedern der deutschen Minderheit freier Zutritt gewährt würde.

Mit der Wiedergründung des Stadtmuseums, die Mitte Dezember 2017 offiziell besiegelt wurde, gelang den Repräsentanten der beiden Partnerinstitutionen ein bleibendes Zeugnis wohlverstandener tätiger Völkerverständigung, und gerade angesichts der geradezu atemberaubenden Dynamik, mit der sich das Haus seit der Eröffnung entwickelt hat, können das Engagement des Bürgermeisters und insbesondere dasjenige des Heimatkreisvertreters kaum hoch



Der Bürgermeister von Malbork, Marek Charzewski (r.), und die Gründungsdirektorin des Stadtmuseums, Dorota Raczkowska, bei der Feier zur Eröffnung des Stadtmuseums am 16. Juni 2018



Der Vertreter des Heimatkreises Marienburg, Bodo Rückert (1937–2021), bei seinem Grußwort auf der Eröffnungsfeier

genug gewürdigt werden. Bodo Rückert sah sich mit vereinzelt, aber lautstarken Stimmen aus der Landsmannschaft konfrontiert, die gegen das »Wegschenken« ostdeutschen Kulturgutes »ins Ausland« agitierten. Dass er diese ideologischen Attacken – einschließlich massiver persönlicher Diskreditierungen – ausgehalten und seinen Kurs unbeirrt weiterverfolgt hat, sichert ihm auf Dauer den Respekt und die Dankbarkeit aller deutschen sowie polnischen Freundinnen und Freunde Westpreußens.

st Erik Fischer

Der Holzmarkt in Danzig – Targ drzewny w Gdańsku, oder: Nationalisierung des städtischen Raumes

Von Katja Bernhardt

Teil I: Das Kriegerdenkmal (1904)



Abb. 1: Danzig, Holzmarkt, Enthüllung des Kriegerdenkmals am 8. Mai 1904, Ansichtspostkarte (1904)

Eine Ansichtspostkarte in Bad Kreuznach

Im Mai 1904 kam in die Pension Ägir in Bad Kreuznach eine Postkarte geflattert, die die Empfängerin, »Frau Oberleutnant [...]« – der Name wurde später geschwärzt –, gedanklich etwa eintausend Kilometer nach Nordosten versetzte; denn die Bildseite war mit einer Fotografie versehen, die ein feierliches Geschehen zeigte. Eine Menge aus unzähligen Menschen hatte sich auf einem Platz, auf Balkonen und Dächern der angrenzenden Häuser versammelt und strömte aus den zurückliegenden Straßen hinzu. Häuser, Platz und Straßen waren mit Girlanden und Fahnen geschmückt. Die Bildunterschrift informiert, dass es sich um eine Aufnahme vom 8. Mai 1904 handelt, an dem in Danzig – es ist zu ergänzen: auf dem Holzmarkt – ein Kriegerdenkmal enthüllt und Kränze zu Ehren gefallener Krieger niedergelegt worden seien. (Abb. 1)

Tatsächlich stechen das Hell und die Form des Denkmals aus der dunklen Menschenmasse hervor. In der Unschärfe des Fotos lässt sich bereits seine Gestalt erahnen. Seine vertikale Achse bildet ein steil aufragender sechsseitiger Pyramidenstumpf, der mit einer kleinen, flachen, sechsseitigen Pyramide abgeschlossen wird. Die Assoziation mit einem Obelisken liegt nahe. Beim näheren Hinschauen ist zu erkennen, dass am Fuß des »Obelisken« an drei der sechs Seiten wuchtige Voluten ausgreifen, auf denen jeweils eine Figur ausgestreckt ist. Stadtbauinspektor Richard Dähne (1875–1927) beschreibt diese in seinem Beitrag in »Danzig und seine Bauten« (1908) als einen »Jüngling, fast noch ein Knabe, mit langem Lockenhaar«, einen weiteren »Jüngling, der die Knabenzeit hinter sich hat und schon den Ernst des Lebens zu kennen scheint« und einen »Mann in der Blüte und Kraft der Jahre mit langem Barte«.¹ Alle drei sind archaisch gekleidet, Schwerter und Helme lassen sie jedoch als Krieger erkennen. Die Figuren werden jeweils von einer Ädikula hinterfangen, aus deren gesprengten Giebeln und eingefasst von knorrigen Ästen leere Rüstungen und Waffen in den Stein geschlagen hervorgewachsen. Darüber sind über der Knabenszene die Jahreszahlen 1864, beim Jüngling 1866 und beim Mann 1870/71 in den »Obelisken« eingemeißelt. An den jeweils verbliebenen drei Seiten sind Löwenköpfe angebracht, aus denen Wasser in ein Becken sprudelt. Letzteres übernimmt die Funktion eines Sockels, mit dem das Denkmal aus dem umgebenden Platz herausgehoben wird. Über den Löwenköpfen schiebt sich, gleichsam aus der Tiefe kommend, jeweils ein Schiffsbug aus dem Obelisken hervor. (Abb. 2)

»Der Stadtkreis Danzig und die Landkreise Danziger Höhe und Danziger Niederung« – so kann aus alledem geschlossen werden – wünschten, mit dem Denkmal der Kriege, die als deutsche Einigungskriege in die kollektive Erinnerung und die Geschichtsschreibung eingingen – des deutsch-dänischen Krieges von 1864 um Schleswig und Holstein, des sogenannten Deutschen Krieges, also der Auseinandersetzung zwischen Preußen und Öster-



Abb. 2: Holzmarkt, Kriegerdenkmal, Ansichtspostkarte (ca. 1905)

reich um den Deutschen Bund von 1866, und des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 – und insbesondere »ihrer für das Vaterland gefallenen Söhne« zu gedenken.²

Welche Bedeutung aber dieser Erinnerung beigemessen wurde und welche Funktion sie zum gegebenen Zeitpunkt, 1904, am gegebenen Ort, Danzig, und für die in dieses Gedenken Eingebundenen und womöglich auch davon Ausgeschlossenen zukam, ist damit noch nicht geklärt; denn Denkmäler sprechen selten für sich und nicht unbedingt eine eindeutige Sprache. Sei es, dass sie Orte ritueller kollektiver oder individueller Erinnerung sind, mit der Zeit aus den Augen geraten oder womöglich schlagartig in Frage gestellt und gar gestürzt werden; sei es, dass sie umgemodelt oder neu kontextualisiert werden – als Medien des Erinnerns, des Gedenkens, der Geschichtsdeutung und der Machtausübung sind Denkmäler unausweichlich Teil der kontinuierlichen gesellschaftlichen Verständigung respektive ihrer Konflikte. Damit ist der Sinn, den Denkmäler zu stiften vermögen bzw. stiften sollen, in seinem Wesen nicht nur historisch fragil und schon in ein und derselben Zeit in der Regel konfliktreich. Vielmehr konstituieren sich Bedeutung und Sinn eines Denkmals erst in dieser dynamischen und permanenten Verständigung. Und so gehören die Prozesse und Praktiken, durch die Denkmäler hervorgebracht werden und die sie selbst hervorbringen, provozieren oder auch unterbinden, substantiell zum Denkmal dazu.³

Unsere Ansichtskarte (Abb. 1) war gleich auf mehreren Ebenen in diese Prozesse verwickelt: Sie hielt die Enthüllungsfeier und ihren räumlichen Kontext bildlich

fest, als rasch gedruckte Karte verkündete sie zeitnah das Ereignis, wohin auch immer ein Absender sie versandte, und als Erinnerungsstück und nunmehr als Archivgegenstand stellte (und stellt) sie sicher, dass bis auf die heutige Zeit ein Reflex dieser Ereignisse und des längst nicht mehr vorhandenen Denkmals selbst in Erinnerung gebracht werden kann; schließlich führt sie ungewollt selbst den Prozess, in dem sie entstanden ist, vor.

Eine Allegorie auf die Nation

Die Karte legt zunächst also Zeugnis ab darüber, dass an einem Maitag 1904 unzählige Menschen zur Enthüllung des Kriegerdenkmals zum Danziger Holzmarkt geeilt waren, die sich, dort angekommen, in mehreren Kreisen um das neue Denkmal formierten. Die Menge und die Ordnung, die die Organisation und Durchführung der Enthüllungsfeier generierten, lassen darauf schließen: Hier – zumal Jahrzehnte nach den kriegerischen Ereignissen – ging es weniger um ein individuelles Trauern, das des einzelnen gefallenen Soldaten gedachte. Vielmehr ging es um einen zielgerichteten und choreografierten Akt gesellschaftlicher Sinnstiftung.

Die allegorische Darstellung des Denkmals, die sich von unten nach oben aufbaut, ist der Resonanzkörper für den Erinnerungsraum, der in diesem Geschehen evoziert wird. Die drei Krieger erscheinen dabei in ihrer archaischen Ausstaffierung der historischen Zeit enthoben. Die leeren Rüstungen und die Waffen über ihren Köpfen spielen mit ihren Formen hingegen auf vormoderne Zeiten an. Es handelt sich um sogenannte Tropaia, die in der Antike am Ort des Sieges über den Feind aufgestellt wurden und seitdem als Symbol in die Kriegerikonografie eingegangen sind. Hier in Danzig verweisen sie ebenso auf die besiegten Feinde vergangener Kämpfe, ohne diese genau zu bezeichnen. Darauf folgen mit den Jahresziffern die konkreten historischen Ereignisse der jüngsten Geschichte. Der »Obelisk« nimmt diese imaginative Bewegung in der Zeit auf und überführt den kurzen Moment konkreter Geschichtlichkeit sogleich wieder in die zeitlose Aura des Ruhmes der Toten.⁴ Die Einigung des Deutschen Reiches, auf die mit den drei Kriegen angespielt wird, wird somit als Ereignis vorgestellt, das sich, aus der unbestimmten Tiefe der Vergangenheit kommend, in der Geschichte Stück für Stück materialisiert und in den drei Kriegen erfüllt habe, um schließlich wieder in zeitlose Verherrlichung überzugehen. Das Subjekt dieser Einigung versinnbildlicht sich in den Figuren des Knaben, des Jünglings und des Mannes. In deren lebenszeitlicher Aufeinanderfolge wird der Einigung des Reiches eine von Natur her gegebene Reifung, eine innere Notwendigkeit unterstellt. Oder wie es Dähne zeitgenössisch formulierte: »Diese drei Gestalten [...] verkörpern das deutsche Volk und das deutsche Heer, wie es in den drei Feldzügen heranreift und heranwächst, die Größe der Gefahr, aber auch die Größe des Erfolges, die die Kriege von 1864, 1866 und 1870 brachten.«⁵ Die zutiefst irdische und historisch

junge Idee des einen deutschen Volkes – der Nation, zu deren Ehre, Einigung und Verteidigung die Soldaten gefallen seien – wird in dieser allegorischen Deutung von Geschichte in das Zeitlose und Unhintergehbare transzendiert.

Ein Bekenntnis zum Reich

Diese Sinnschichten eröffnen sich erst in einer avancierten Analyse, vor allem da auf direkte ikonografische Verweise auf Reich und Nation verzichtet wurde. Inwiefern also vermittelten sich diese Sinnschichten auch den Menschen, die da im Mai 1904 zur Denkmalsenthüllung zusammengekommen waren? Vor welchen Wahrnehmungs- und Deutungshorizont wurde also das Denkmal platziert?

Schauen wir zunächst zu den Initiatoren der Denkmalsetzung. In dieser Rolle trat der Kriegerverein Borussia auf. Er war 1882 gegründet worden, ging jedoch in seiner Vorgeschichte auf die bewaffneten Einheiten zurück, die in Reaktion auf Revolution und Aufstand 1848 als nationale Bürgerwehr gegründet worden waren. Die gesellschaftlichen Aufgaben, denen sich der Verein verpflichtet sah, waren die Fortsetzung kameradschaftlicher Beziehungen ehemaliger Militärangehöriger, die Beerdigung ehemaliger Vereinsmitglieder sowie die Unterstützung hinterbliebener Witwen und Waisen. An erster Stelle stand jedoch die »Pflege der Vaterlandsliebe«, und diese hatte im Verein programmatisch ihren Bezugspunkt im Deutschen Reich und der Monarchie.⁶

Hierin fand der Verein einen Resonanzraum bei den mit Entscheidungs- und Artikulationsmacht ausgestatteten städtischen Eliten, die in den Jahrzehnten zuvor sukzessive eine grundlegende Neuausrichtung des städtischen Selbstverständnisses vollzogen hatten.⁷ Bereits im Januar 1871 hatten die Danziger Stadtverordneten auf Initiative des Magistrats eine Adresse an den neu gekrönten deutschen Kaiser verabschiedet, in der sie der »Befriedigung darüber« Ausdruck gaben, »dass Danzig endlich einem Deutschen Reich angehöre«. Mit den sogenannten Säcularfeiern, mit denen 1872 das einhundertjährige Jubiläum der Annexion des ehemals königlichen Preußen durch das Preußische Königreich (noch ohne Danzig und Thorn) und 1893 das einhundertjährige Jubiläum der Eingliederung auch dieser beiden Städte in das Königreich begangen wurde, löste die nationale Deutung der Geschichte



Abb. 3: Danzig, Holzmarkt, Blick in Richtung Altstädtischer Graben, Fotografie (vor 1900)

der Region und Danzigs die »lokale Abgeschlossenheit« des Danziger Selbstverständnisses ab. Dieses hatte noch bis in das 19. Jahrhundert hinein seinen identifikatorischen Bezugspunkt in der jahrhundertelangen relativen Autonomie gefunden, die der Stadt im Polnischen Königreich zugestanden worden war. Jetzt wurde die Integration Westpreußens samt seiner Hauptstadt in das Deutsche Reich gefeiert; die Feier von 1893 habe sich, so Peter Oliver Loew in seiner grundlegenden Studie zur Danziger Geschichtskultur, schon ganz und gar als königs- und kaisertreues Fest gestaltet. In eben diesem Sinne eines nationalen und reichsdeutschen Bekenntnisses fiel auch der »Deutsche Tag« aus, den der Ostmarkenverein 1902 in Danzig ausrichtete. So war es nur folgerichtig, dass der Zweite Bürgermeister von Danzig, Otto Trampe (1848–1911), sehr bald schon den Vorsitz und der Oberpräsident der Provinz Westpreußen, Gustav von Goßler (1838–1902), den Ehrenvorsitz des eigens einberufenen Komitees für die Errichtung des Kriegerdenkmals übernahmen und die Stadt offenbar zu einem treibenden Akteur des Projektes wurde.

Während also die Feste vermutlich bereits wirksame Gelegenheiten waren, in denen sich die Neuausrichtung des Danziger Selbstverständnisses formte, artikulierte und in einer breiteren Menge der Bewohner verankerte, waren die Danziger seit 1897 darüber hinaus aufgerufen, sei es als Privatpersonen oder sei es vermittelt über Vereine und Institutionen, sich mit einer Spende zur Finanzierung des Kriegerdenkmals selbst zu dem so gedeuteten Vaterland zu bekennen. Nach einem Vierteljahr waren im April 1897 bereits 11.200 Reichsmark zusammengekommen. 1901 konnte das Denkmalkomitee schließlich einen – sinnfällig auf »deutsche« Künstler beschränkten – Wettbewerb für

den Entwurf des Denkmals ausloben und für die Realisierung 50.000 Reichsmark veranschlagen. Der erste Preis ging an Christian Behrens (1852–1905), Professor für Bildhauerei am Schlesischen Museum für Bildende Künste in Breslau. Damit war nicht nur eine prominente Person gewonnen, sondern es wurde, da Behrens zu dieser Zeit auch mit der Arbeit an Skulpturen des Völkerschlachtdenkmals in Leipzig beschäftigt war, zugleich ein Bezug zu einem anderen nationalen Denkmalprojekt hergestellt und damit gleichsam ein virtueller Bezugsraum evoziert.⁸

Die Denkmalinitiative, der Spendenaufruf, die Sammlung der Gelder, das Denkmalkomitee, der Wettbewerb, all die Berichte darüber in der Presse und schließlich die Enthüllungsfeier und deren mediale Repräsentation machten die Denkmalsetzung dabei zu einem mehrjährigen Ereignis, das sich unmittelbar mit der offensiven Selbstpositionierung der Stadt als Hauptstadt einer preußischen Provinz im Deutschen Reich verschränkte. Ein Ereignis, mit dem das individuelle Gedenken an die Gefallenen und die Erinnerung der Kriegsveteranen – vermutlich also für den Einzelnen bzw. die Einzelne bereits gut nachvollziehbar – auf die Reichsidee, damit auf einen höheren Sinn bezogen und eingeschworen wurde; das individuelle Totengedenken wurde in diesem Sinne politisiert.⁹ Dass dabei die suggerierte Egalisierung des Einzelnen in der Gemeinschaft der deutschen Nation eine Illusion war, macht allein schon die ringförmige Ordnung der zur Enthüllung zum Danziger Holzmarkt geeilten Menge deutlich, wie sie anschaulich auf der Bildseite unserer Ansichtskarte dokumentiert ist. Sie bestimmte darüber, wer im Zentrum des Geschehens stand, womöglich dieses mitbestimmte und mit Sprechgewalt ausgestattet war und wer lediglich als Teil der Masse der Veranstaltung Eindrücklichkeit verlieh.

War also dieses Ereignis sowohl Ausdruck wie auch Faktor einer Nationalisierung der Danziger, die sich als deutsch begriffen, so war die Denkmalsetzung, gewissermaßen in umgekehrter, extrovertierter Perspektive, Teil einer ganzen Welle von ähnlichen Denkmalinitiativen, die das Reich einige Jahre zuvor erfasst hatte und seitdem mit unzähligen Denkmälern überzog. Das Kriegerdenkmal auf dem Holzmarkt schwor also nicht nur die Danziger Bürger auf die Reichsidee ein, sondern es war zugleich ein gezielter Akt, mit dem sich die Stadt offensiv und dauerhaft sichtbar zum Reich bekannte. Es war damit Teil eines wirkkräftigen

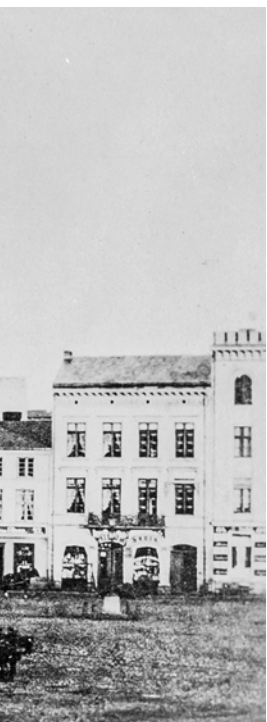


Abb. 4: Danzig, Holzmarkt, Blick in Richtung Ecke Schmiedegasse/Altstädtischer Graben, Ansichtspostkarte (ca. 1920)

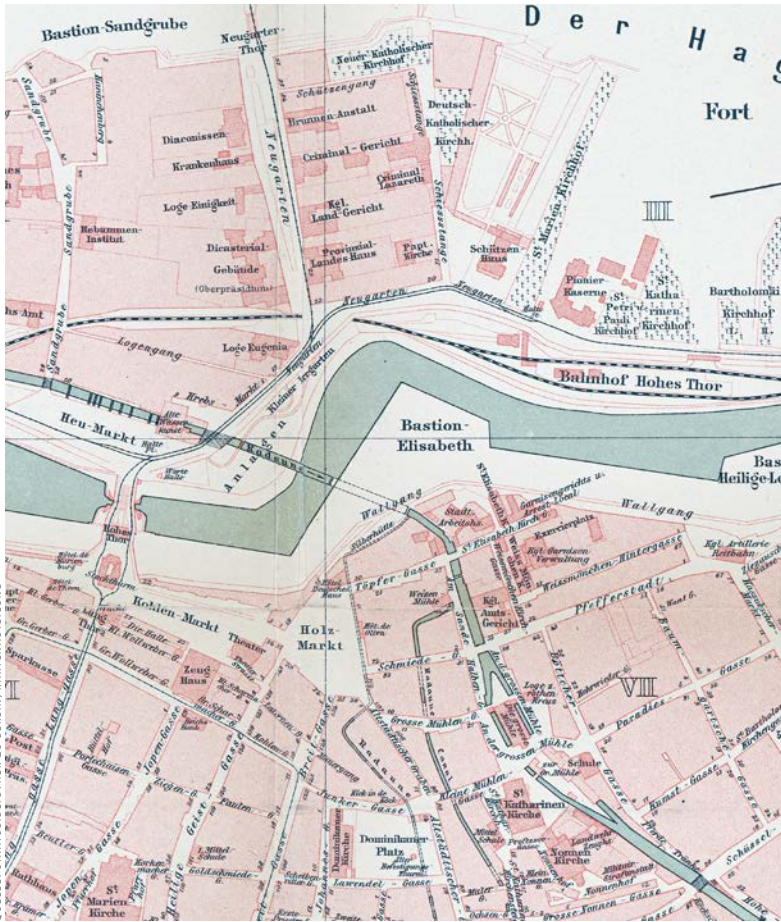


Abb. 5: Ausschnitt von „Richard Bertling's Großer Plan von Danzig“, 1886

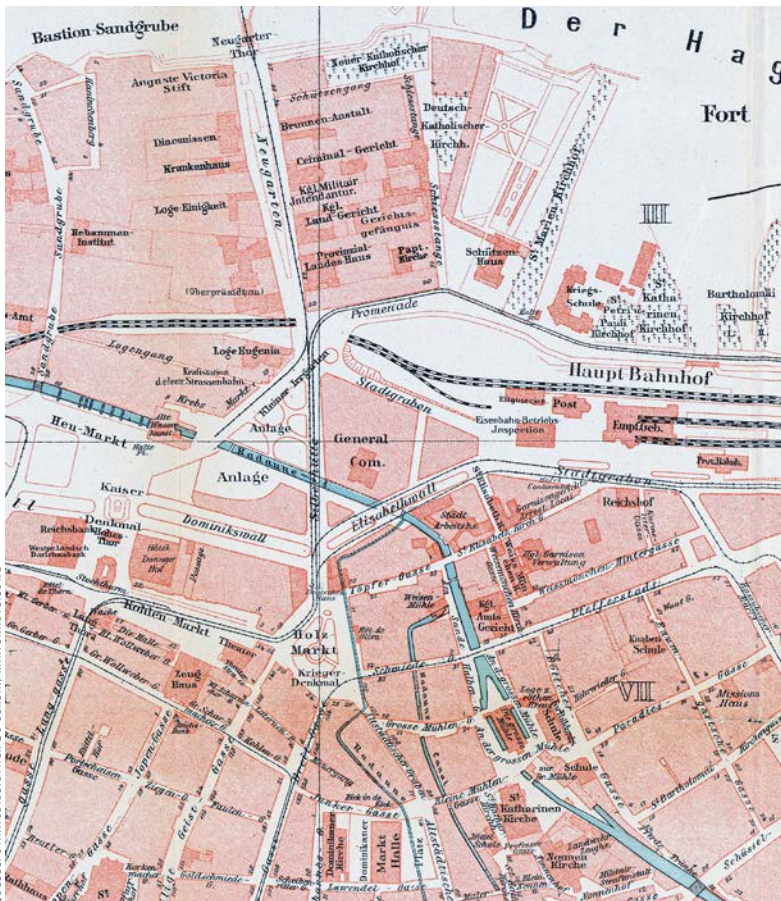


Abb. 6: Ausschnitt von „Plan von Danzig“, Kafemann, 1906

Imaginationsraums, in dem die Nation als Ganzes vorgestellt wurde, und es verankerte diese Imagination am Ort in Danzig – physisch mit dem Denkmal am Platz und symbolisch mit den Schiffsbügen und dem Wasser, das das Denkmal umspülte. Jede Stadt solle sich ein solches »memento« erschaffen, forderte Fritz Abshoff in dem großformatigen Band »Deutschlands Ruhm und Stolz« (ca. 1904), mit dem diese »hervorragendsten vaterländischen Denkmäler in Wort und Bild« vorgestellt und die »Heldenführer und Heldensöhne«, die »zur Entstehung, Größe und Wiedererrichtung des Deutschen Reiches den Grundstein« gelegt hätten, gefeiert wurden. Danzig konnte sich rühmen, hierin schon mit seinem Kriegerdenkmal aufgenommen worden zu sein.¹⁰

Ein Abbruch mit Folgen

Die Stadt konnte sich gar rühmen, mit noch einem zweiten, nicht weniger opulenten Denkmal, dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal, in diesem Band vertreten zu sein.



Das bronzene Reiterstandbild, das vom Berliner Bildhauer Eugen Boermel (1858–1932) geschaffen worden war, war nur ein Jahr zuvor westlich vor dem Hohen Tor aufgestellt worden.¹¹ (Abb. 7) Es wurde damit nicht nur demonstrativ an den Beginn des sogenannten Königsweges positioniert, auf dem die polnischen Könige einst Einzug in die Stadt gehalten hatten, sondern es besetzte ebenso den westlichen Rand vor der alten Stadt, wo das neue Danzig seinen Schauplatz hatte.

Auch von diesen Veränderungen legt unsere Ansichtskarte Zeugnis ab; denn sie zeigt nicht nur das Ereignis der Enthüllung des Kriegerdenkmals, sondern ist auch eine Momentaufnahme des Danziger Holzmarktes. (Abb. 1) Richtet man also die Aufmerksamkeit darauf, wird man gewahr, dass hinter dem Denkmal ein erst kürzlich erbautes Wohn- und Geschäftshaus, eingehüllt in reichlich Dekor der Neorenaissance, über die Dachlinie der umgebenden Häuser hinausragt. Auf der gegenüberliegenden Straßenecke wächst hinter einem Baugerüst bereits das

nächste moderne Geschäftshaus empor, und bald schon würde sich ihm da, wo auf unserer Karte der dreigeschossige, weiß verputzte Bau mit dem Ecktürmchen zu sehen ist, ein weiteres Büro- und Kaufhaus anschließen. (Abb. 4) Ganz offenbar war etwas am Platz in Bewegung geraten.

Einst war der offene Platz des Holzmarktes in einem Winkel vor den Toren der Alt- und der Rechtstadt gelegen und später mit dem Bau der frühneuzeitlichen Festungsanlagen in die Stadt eingeschlossen worden. (Abb. 3) Er lag gut, denn er war von der Alt- und der Rechtstadt hervorragend zu erreichen. Jedoch führte der Weg über den Platz gen Westen noch bis kurz vor die Jahrhundertwende lediglich auf den Wallgang der Festungsanlagen. Diese Situation änderte sich grundlegend mit dem Abriss derselben. Damit wurde 1895 offiziell begonnen, und an der Stelle der Wälle und Gräben, die die Stadt an ihrem westlichen Rand umfingen hatten, wurden nun Boulevards angelegt – der Elisabeth-, der Dominiks-, der Karren- und der Wiebewall. Wer nun – ob über den neuen Elisabethwall oder die altstädtische Töpfergasse – vom neuen, auf die Stadtseite verlegten Hauptbahnhof (fertiggestellt: 1900) in Richtung Stadt strebte, kreuzte fast zwangsläufig den Holzmarkt.

Vermutlich noch wichtiger für dessen neue Lage in der Stadt war ein breiter Durchbruch in Ost-West-Richtung, der durch die Niederlegung der Festungsan-



Abb. 7: Danzig, Dominikswall mit Kaiser-Wilhelm-Denkmal vor dem Hohen Tor, Blick in Richtung Elisabethwall, Ansichtskarte (ca. 1910)

lagen möglich geworden war und der nun über den Holzmarkt hinweg die entfestete alte Stadt mit dem westlich gelegenen Neugarten verband.¹² Dort aber war bereits seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und forciert nach der Begründung der Provinz Westpreußen und der Ernennung Danzigs zu deren Hauptstadt 1878 etwa mit dem Dienstgebäude des Oberpräsidenten (fertiggestellt: 1886) und der Provinzialverwaltung und dem Landeshaus (fertiggestellt: 1883) ein Regierungs- und Verwaltungsviertel im Entstehen. Es würde bald schon um das Land- und Amtsgerichtsgebäude (fertiggestellt: 1910) erweitert werden.¹³ Die Stadtpläne von 1886 und 1906 (Abb. 5 und 6) – hier im Ausschnitt – führen die einschneidenden räumlichen Veränderungen anschaulich vor.¹⁴

Ein Dreieck der Macht

Der Holzmarkt wurde so zu einem Verkehrsknotenpunkt, und er wandelte sich im Zuge all dessen und gemeinsam mit dem westlichen Rand der Stadt zu einem neuen urbanen Zentrum mit Hotels, Restaurants, Geschäfts- und Warenhäusern und Verwaltungsbauten. Während das Kaiser-Wilhelm-Denkmal nicht nur in der Achse des ehemaligen Königsweges, sondern ebenso in die Flucht des neuen Dominikswalls positioniert wurde (Abb. 7), stand ganz in der Nähe das Kriegerdenkmal in der verlängerten Achse des Neugartens. Und so bildete das Denkmal mit seiner Huldigung der »Einigungskriege« als Vollzug nationaler Selbstwerdung des deutschen Volkes mit den Bauten für die Regierung und Verwaltung der Provinz am Neugarten und dem Kaiser-Wilhelm-Denkmal als Repräsentation monarchischer Macht ein sinnbildliches Dreieck, in dem Reich, Provinz und die vorgeblich willige Selbstaufopferung des Volkes in wechselseitigen Bezug zueinandergesetzt waren und sich sinnfällig ergänzten.

Hier, am Rande der alten Stadt – in Neu-Danzig –, etablierte sich also das neue Machtgefüge, in dem sich Danzig als Hauptstadt einer Provinz im Königreich Preußen und als ein integraler Teil des Deutschen Reichs, als deutscher Nationalstaat und als Monarchie, verortete. Dieses Machtgefüge etablierte sich physisch im städtischen Raum ebenso wie dessen ideologische Deutung und Sendung den Stadtraum auf einer symbolischen Ebene einnahm. Dieses neue Danzig stand zum alten Danzig notwendigerweise in einer spannungsreichen Beziehung – stadträumlich gleichermaßen wie in einem übertragenen Sinne, denn das neue städtische Bewusstsein bildete den Fixpunkt, von dem aus die Danziger Vergangenheit reinterpretiert wurde. Die Rückprojektion des national deutschen Selbstverständnisses auf die Historie brachte ein einseitig überhöhtes Narrativ hervor, das der Vielschichtigkeit der Geschichte der Stadt nicht gerecht werden konnte und das zunehmend mit der »Beschwörung polnischer Gefahren« verknüpft war.¹⁵ Beides, das Geschichtsnarrativ, das ob seiner Exklusivität über kurz oder lang revidiert werden würde, wie auch die antipolnische Rhetorik, gewissermaßen als unsichtbare Kehrseite der Einschwörung der Danziger auf die Einheit der deutschen Nation, lagerten sich diskursiv an das Kriegerdenkmal auf dem Holzmarkt an.

In dem Moment, in dem der von Deutschland angezettelte Krieg 1945 auf die Stadt zurückschlug und den fliehenden Deutschen Polen nachrückten, die die Stadt einnahmen, mussten diese Sinnschichten in einem nunmehr grundlegend veränderten Resonanzraum einen gewaltigen Misston erzeugen. Sinnschichten, die sich im dynamischen Ineinandergreifen von Ikonografie, Erinnerungspraxis und symbolischer Machtrepräsentation gebildet hatten, die über die Jahre

zwar modifiziert worden waren, immer aber ihren zentralen Bezugspunkt im Deutschen Reich und in einer exklusiv nationalen deutschen Deutung der Stadt hatten. Vor diesem Hintergrund und mit Blick auf den Konflikt um die Freie Stadt Danzig sowie auf die Erfahrungen, die die Bürger der Polnischen Republik in der Zeit der Besetzung durch das nationalsozialistische Deutschland machen mussten, ist die Entscheidung der Miejska Rada Narodowa, des polnischen Nationalen Stadtrates, vom 9. Juli 1946 zu verorten, mit der der Abriss des Denkmals beschlossen wurde. Er erfolgte nur einige Tage später, am 1. August.

st

Der zweite Teil dieses Beitrags erscheint in der nachfolgenden Ausgabe 2/2024.

- 1) R[ichard] Dähne: »Denkmäler, Brunnen usw.«, in: Danzig und seine Bauten, hrsg. v. Westpreußischer Architekten- und Ingenieur-Verein zu Danzig, Berlin 1908, S. 429–432, hier: S. 430f.
- 2) Die Widmung auf dem Denkmal lautete: »Der Stadtkreis Danzig und die Landkreise Danziger Höhe und Danziger Niederung dem Andenken ihrer für das Vaterland gefallenen Söhne«.
- 3) Siehe dazu grundlegend die Einleitung in: Charlotte Tacke: Denkmal im sozialen Raum. Nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert, Göttingen 1995 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, 108).
- 4) Zur Ikonografie des Obeliskens: Lexikon der Kunst. Architektur, Bildende Kunst, Angewandte Kunst, Industrieformgestaltung, Kunsttheorie, Bd. V: Mosb.-Q, hrsg. v. Harald Olbrich u.a., Leipzig 1993, S. 245f.
- 5) Dähne, »Denkmäler« (wie Anm. 1), S. 431.
- 6) Kurzer Abriß der Geschichte des Krieger-Vereins »Borussia« in Danzig in den ersten 25 Jahren seines Bestehens. Eine Gabe zum Jubelfeste, Danzig, den 18. Januar 1908, Zitat: S. 10.
- 7) Grundlegend zur Veränderung des geschichtlichen Selbstverständnisses Danzigs: Peter Oliver Loew: Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997. Die Geschichtskultur einer Stadt zwischen Deutschland und Polen, Osnabrück 2003, S. 145–218, hier insbesondere: S. 145–154 (Einzelveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, 9). Die Zitate in diesem Absatz sind dieser Publikation entnommen: Ebd., S. 145 und 148.
- 8) »Danziger Kriegerdenkmal [...]«, in: Danziger Neueste Nachrichten, Nr. 98 vom 28. April 1897; zur Auslobung: Danzig [...], in: Kunst für Alle, 16 (1900/1901), H. 11, S. 272; Bernhard Arke: Danzigs Kriegsdenkmäler, Danzig 1908; Kurzer Abriß (wie Anm. 6), S. 35f.; Loew, Danzig und seine Vergangenheit (wie Anm. 7), S. 181 und 480.
- 9) Zur Frage des politischen Totengedenkens siehe insbesondere die Schriften Reinhard Kosellecks.
- 10) Deutschlands Ruhm und Stolz. Unsere hervorragendsten vaterländischen Denkmäler in Wort und Bild, u. Mitwirkung v. zahlreichen Behörden, Vereinen und Vaterlandsfreunden bearb. und redig. v. Fritz Abshoff, Berlin o.J. [ca. 1902], S. 76.
- 11) Ebd.; zum Kaiser-Wilhelm-Denkmal außerdem: Loew, Danzig und seine Vergangenheit (wie Anm. 7), S. 167 und 480; Jacek Friedrich: Walka obrazów. Przedstawienia wobec idei w Wolnym Mieście Gdańsku [Der Kampf der Bilder. Vorstellungen der Idee der Freien Stadt Danzig], Gdańsk 2018, S. 91–99.
- 12) Richard Bertlings Großer Plan von Danzig, 1886; Plan von Danzig, Kafemann, 1906.
- 13) Siehe dazu das Kapitel »Hochbauten/A. Verwaltungsbauten«, in: Danzig und seine Bauten, hrsg. v. Westpreußischer Architekten- und Ingenieur-Verein zu Danzig, Berlin 1908, S. 107–143.
- 14) Wiesław Gruszkowski: »Rozwój przestrzenny [Die räumliche Entwicklung]«, in: Historia Gdańska [Geschichte Danzigs], Bd. IV/1: 1815–1920, hrsg. v. Edmund Cieślak, Sopot 1998, S. 250–267; zum Prozess der Entfestung: Małgorzata Omilano: »Defortyfikacja Gdańska na tle przekształceń miast niemieckich w XIX wieku [Die Entfestung Danzigs vor dem Hintergrund der Umgestaltungen deutscher Städte im 19. Jahrhundert]«, in: Biuletyn Historii Sztuki, 72 (2010), H. 3, S. 293–334.
- 15) Loew, Danzig und seine Vergangenheit (wie Anm. 7), S. 167.

Die Geschichte der BRAUEREI RICHARD FISCHER in Danzig Neufahrwasser

Am Beginn das Jopenbier

Die alte Hansestadt Danzig war bereits im Mittelalter für gut schmeckende Biere bekannt, die auch in weit entfernte Länder exportiert wurden. Das berühmteste Erzeugnis der Danziger Brauer war das so genannte Jopenbier (das in DW3/2021 bereits ausführlicher vorgestellt worden ist). Dabei handelte es sich aber nicht um ein gewöhnliches Bier, das gemeinhin einen Extraktgehalt von etwa zwölf Prozent aufweist; vielmehr hatte das Jopenbier je nach Jahrgang und Hersteller einen Extraktgehalt von 40, oft sogar über 50 %. So ein Bier ist extrem dickflüssig und für den direkten Verzehr nur wenig geeignet. Das Jopenbier diente eher zum Verfeinern von anderen Bieren sowie von Speisen, zum Beispiel von Soßen. Oft empfahlen es Ärzte als Medizin bzw. als Stärkungsmittel für kranke und schwache Menschen.

Trotz seines sehr hohen Extraktgehalts war das Jopenbier nur selten ein Starkbier. Die gemessenen Alkoholgehalte schwankten zwischen zwei und sieben Prozent, was daran lag, dass es spontan, d. h. ohne Zusatz von Bierhefe, vergoren wurde. Man hat es nach dem Brauvorgang einfach sich selbst überlassen, und je nachdem, welche Mikroorganismen zuerst ihre Arbeit beim Zersetzen des Malzzuckers in Alkohol und Kohlensäure aufnahmen, hat das fertige Bier mehr oder weniger Alkohol gehabt. So konnte es beispielsweise geschehen, dass ein im Oktober gebräutes Jopenbier erst im April zu gären begann und niemand sagen konnte, welche Mikroorganismen an der Gärung beteiligt gewesen waren: Oft handelte es sich um Schimmelpilze, wilde Hefen und Milchsäurebakterien. Von diesen Mikroorganismen hing es dann jeweils ab, wie lange die Hauptgärung dauerte und wie stark das fertige Bier wurde.

Das Jopenbier wurde fast ausschließlich für den Export gebraut; die Hauptabnehmerländer waren im 19. und 20. Jahrhundert England, Holland und Belgien.

Der Weg zur BRAUEREI

RICHARD FISCHER

Eine altansässige Danziger Brauerfamilie führte die Tradition des Brauens von Jopenbier bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts fort. Es war die Familie Fischer, deren Brauerei sich in der Weichselstraße 2 – im Stadtteil Neufahrwasser – befand. Ein Antonius Franziskus Fischer hatte bereits im Jahr 1708 eine Jopenbier-Brauerei in Danzig gegründet. Sein Enkel Ignatius Josephus (1757–1825) erwarb im

Jahr 1804 von der Familie Broschke zudem eine Bierbrauerei mit dem dazugehörigen Herrschaftshaus in Neufahrwasser.

Diese Brauerei war im 18. Jahrhundert von Matthias Broschke (1751–1806) gegründet worden. Sein Sohn Ludwig (1783–1840) führte sie zunächst weiter und tätigte dann den Verkauf an die Familie Fischer. Wir dürfen annehmen, dass es sich dabei um einen für heutige Verhältnisse kleinen Betrieb gehandelt hat. Dass die Einrichtung primitiv war, versteht sich von selbst, denn bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein unterschied sich die Brauweise kaum von derjenigen des Mittelalters. Die Lage der Brauerei direkt am Hafen bot aber eine günstige Möglichkeit, das Bier direkt auf Schiffe zu verladen. Im Jahr 1820, noch zu Lebzeiten von Ignatius Josephus, wurde die Brauerei von Johann Joseph Fischer (1787–1837) und nach dessen Tod bis zum Jahr 1840 von seiner Witwe geleitet.

In diesem Jahr übernahm ihr Sohn Richard die Firma und gab ihr den Namen BRAUEREI RICHARD FISCHER. Der neue Direktor war ein guter Geschäftsmann und entschloss sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, den Betrieb zu erweitern und neben Jopenbier auch die Produktion von untergärigen Lagerbieren aufzunehmen. Überdies engagierte er sich erfolgreich in der Lokalpolitik sowie für die sozialen Belange der ärmeren Bevölkerungsschichten. Als Mitglied des Stadtrates förderte er z. B. maßgeblich, dass in Neufahrwasser Wasserleitungen verlegt und die Straßen gepflastert wurden.



Das Herrenhaus der Familie Fischer (Ausschnitt einer Postkarte)

QUELLE: SAMMLUNG VON JACEK JAKUBIEC, SZCZECINEK.PL

Die nächste Generation

Als Richard Fischer im Jahr 1888 auf seinem Ruhesitz, Schloss Hochwasser bei Zoppot, starb, waren die Erben zunächst nicht bereit, den Betrieb weiterzuführen, sondern suchten im folgenden Jahr über eine Annonce einen finanzkräftigen Käufer. Letztlich blieb das Unternehmen aber in der Hand der Familie. Georg Albert Fischer – der ebenfalls Mitglied des Stadtrates war – führte den Betrieb weiter und nannte ihn nun (ab 1908 mit dem vorangestellten Zusatz: »Danziger«) »Export- und Lagerbier-Brauerei Richard Fischer«. Der Inhaber investierte sehr viel Geld und hielt die Brauerei auf dem jeweils modernsten Stand der Technik. Dabei begegnete ihm allerdings ein herber Rückschlag. Im Jahr 1899 hatte er sich entschlossen, das mittlerweile veraltete Sudhaus mit Direktbefuerung durch ein modernes, dampfbeheiztes Sudwerk zu ersetzen. Anbieter für moderne Sudwerke gab es auch in Preußen und Sachsen in hinreichender Zahl. Rawitsch, Breslau, Neisse, Chemnitz oder Berlin waren nur einige der Orte, in denen sich bekannte Fabrikationsstätten für Brauereimaschinen befanden. Die Brauerei Fischer entschied sich für die Firma ROBERT H. GUIREMAND aus Berlin. Mit einer geschlossenen Vacuum-Gäranlage für die Produktion von Lagerbier sollte sogar eine Neuheit auf dem Markt ausprobiert werden. Man versprach sich davon zum einen die Verkürzung der Gärzeit, zum anderen die Möglichkeit, bei diesem Verfahren zugleich Kohlensäure gewinnen zu können. Zudem sollte eine Eismaschine im Gär- und Lagerkeller eine immer konstante Temperatur gewährleisten.

Am 1. Mai 1900 wollte der stolze Besitzer die neue Brauerei endlich in vollem Gange präsentieren. Dazu kam es aber nicht. Am frühen Morgen des Tages brach, wahrscheinlich durch Brandstiftung, in dem neu erbauten Brauereigebäude Feuer aus, das schnell auf die anderen Gebäude übergriff. Die Feuerwehren aus Danzig und Neufahrwasser waren zwar rasch zur Stelle und versuchten, mit zwei Dampfspritzen und drei Handfeuerspritzen das Feuer zu löschen. Auf der in der Nähe vorbeifließenden Weichsel legte zusätzlich der Regierungsdampfer DOVE

an und unterstützte die Löscharbeiten mit seiner Schiffspritze. Doch selbst mit vereinten Kräften konnte von dem Gebäudekomplex nicht mehr viel gerettet werden: Die Brauerei, das Malzlager, das Hopfenlager, das Kesselhaus und das Lager mit den ganzen Vorräten an Jopenbier brannten nieder. Erhalten blieb nur das Maschinenhaus, ein Stall sowie eine Scheune. Was die Feuerwehren noch vor den Flammen schützen konnten, waren lediglich das benachbarte Holzlager von Albrecht und ein nahegelegenes großes Spiritus-Lager.

Georg Albert Fischer und sein Braumeister Hans Schnura

Nach der Brandkatastrophe wurde die Brauerei zügig wiederaufgebaut und neuerlich mit den modernsten Einrichtungen versehen. Diese ermöglichten sogar zum ersten Mal in der Firmengeschichte die Produktion von hellen Lagerbieren nach Pilsner Art. Die neue Sudpfanne hatte einen Inhalt von (für diese Zeit) respektablen 123 hl. Die Firma BURKHARDT & ZIESLER aus Chemnitz erneuerte auch die dazugehörige Mälzerei, die von da an jährlich 1.000 t Malz zu produzieren vermochte.

Für die gute Qualität der gebrauten Biere war der junge Braumeister Hans Schnura verantwortlich. Hans Schnura stammte aus Oberschlesien. Er wurde am 4. Februar 1878 in Cielmitz, Kr. Pleß, geboren und erlernte den Brauerberuf in der Brauerei von Wilhelm Adler in Tarnowitz O/S. Er arbeitete danach zuerst in der Brauerei von W. Schmidt in Beuthen O/S, später zog es ihn in die weite Welt, und er hielt nun nach größeren Betrieben Ausschau. So arbeitete er in der LÖWENBRAUEREI in Dortmund, in der NATIONALBRAUEREI in Braunschweig, in der Brauerei ASCANIA in Dessau und landete schließlich in der Dessauer Abteilung der SCHULTHEISS BRAUEREI. Diese schätzte ihn anscheinend so sehr, dass sie die Kosten seiner Weiterbildung zum Braumeister übernahm, die er im Wintersemester 1901/02 an der VERSUCHS- UND LEHRANSTALT FÜR BRAUEREI IN BERLIN (VLB) absolvierte.

Nach dem Abschluss der Ausbildung übernahm Hans Schnura die technische Leitung der Brauerei Fischer in Danzig. Der Absatz des Jopenbieres ließ in dieser Zeit zwar immer mehr nach, aber Schnura wusste sehr gute Lagerbiere zu produzieren, die sich in der Umgebung großer Beliebtheit erfreuten. Die Brauerei in Neufahrwasser wurde unter seiner Führung immerhin nach der DANZIGER AKTIENBRAUEREI zur zweitgrößten in der Stadt. Im Jahr 1907 verließ er Danzig allerdings und ging zunächst nach Heidelberg, wo er die technische Leitung der BRAUEREI ZUM GOLDENEN FÄSSCHEN übernahm. 1909 wechselte er in die KRONENBRAUEREI in Heidelberg, kehrte dann schließlich aber wieder nach Danzig zurück. Ab dem Jahr 1911 war er der technische Direktor der Fischer-Brauerei in Neufahrwasser.

SAMMLUNG VON JACEK JAKUBIEC, SZCZECINER PL



QUELLE: ALLGEMEINE BRAUER- UND HOPFEN-ZEITUNG, OKTOBER 1889

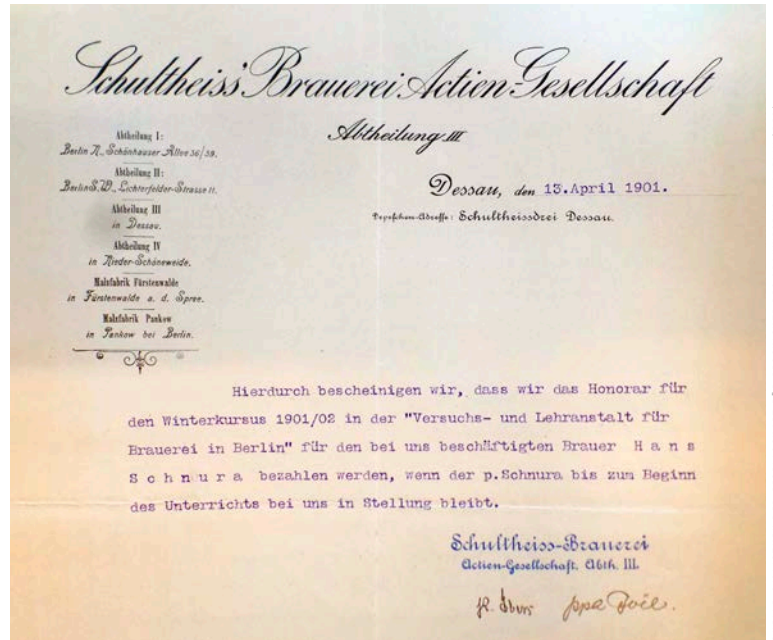
Brauerei-Verkauf.
Die in Neufahrwasser b. Danzig gelegene, altrenommierte u. sehr rentable Jopen-Bier-Brauerei des verstorbenen Richard Fischer, zu welcher neben dem Etablissement ein herrschaftliches Wohnhaus, ca. 150 Morgen Land gehören, Reinertrag 40–50 000 Mk jährlich, soll wegen Erbschaftsregulierung am 6. December d. J., Vormittags 10 1/2 Uhr, bei dem Kgl. Amtsgericht XI hier, Zimmer 42, an den Meistbietenden verkauft werden. Bedingungen sind in der Gerichtsschreiberei VIII, Zimmer 48, einzusehen. m 1503 Danzig, den 12. October 1889.

Information über den Verkauf der Brauerei

SAMMLUNG VON JACEK JAKUBIEC, SZCZECINER PL

Rob. H. Guiremand Prämiirt mit
1 silbernen Medaille,
1 Staatsmedaille,
3 ehrenden Anerkennungen.
Berlin N., Chaussée-strasse 96.
Kupferwaaren-, Eisenfabrikate und Brauerei-Maschinen-Fabrik.
Specialität:
Sudhousanlagen mit Dampfkochung.
63 Stück kupferne Dampfbraupfannen gefertigt.
Beste Referenzen. — Kostenanschläge gratis.
Ingenieure behufs Rücksprache zur Verfügung.

Werbung der Firma ROBERT H. GUIREMAND mit der Abbildung einer dampfbeheizten Sudpfanne (Insarat in der »Allgemeinen Brauer- und Hopfen-Zeitung«, Januar 1899)



QUELLE: BIBLIOTHEK DER GESELLSCHAFT FÜR GESCHICHTE DES BRAUWESENS IN BERLIN (GGB)

Bescheinigung der Schultheiss-Brauerei über die Übernahme der Kosten der Weiterbildung für Hans Schnura (aus den Bewerbungsunterlagen von Hans Schnura)

Die neue, im Jahr 1900 erbaute Brauerei (Ausschnitt einer Postkarte)

Weitere erfolgreiche Jahre bis 1945

Hans Schnura war bis zum Jahr 1919 in Danzig geblieben und wechselte dann zum BÜRGERLICHEN BRAUHAUS in Insterburg. Der in Neufahrwasser neu eingestellte Braumeister hieß Eugen Rösler. Er konzentrierte sein Talent auf die Produktion von untergäurigem Lagerbier. Dabei gelang es ihm, sehr gute Biere zu kreieren, deren Qualität nach der Erneuerung des Lagerkellers – in dem eine neue Kühlmaschine eine immer gleichbleibende niedrige Temperatur gewährleistete – noch weiter gesteigert wurde. In dieser Zeit ersetzte man die alten Lagerfässer aus Holz durch moderne Tanks aus innen beschichtetem Aluminium. Neben einem *Patrizier-Bräu* und einem *Hansabräu* Pilsner-Art umfasste die Produkt-Palette ein dunkles *Münchner-Bräu* sowie neben einem *Hansa-Pils* auch noch ein feineres *Hansa-Edel-Pils*. Zusätzlich gab es noch zwei alkoholarme Biere im Angebot. Dies waren ein pasteurisiertes Caramel-Vollbier mit elf Prozent Stammwürze und

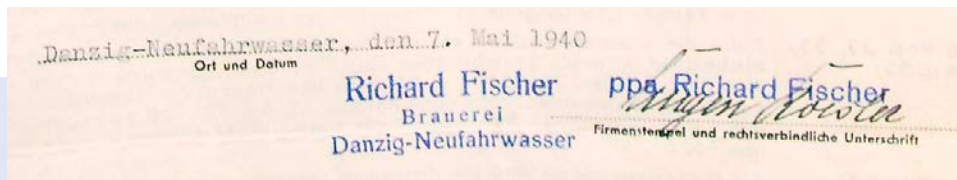
ein so genanntes Braunbier mit einem Extrakt von vier Prozent, das aus den Resten der Starkbierwürzen durch nochmaliges Auskochen der Treber entstand. In ihren höchst erfolgreichen, 1920 einsetzenden Jahren produzierte die Brauerei bis zu 50.000 hl Bier jährlich. Für den Transport des Bieres zu den Kunden stand neben Pferdewagen und eigenen Lastkraftwagen auch ein Motorboot bereit. Die Zahl der Beschäftigten stieg von etwa 30 bis gegen das Ende der 1930er Jahre auf fast 50 Personen und erreichte ihren Höchststand 1940 mit 68 Beschäftigten. Nach dem Tod von Erich Fischer im Jahr 1939 blieb sein Bruder Paul alleiniger Geschäftsführer und persönlich haftender Gesellschafter. Er leitete die Brauerei bis zum Jahr 1945. Nach dem Ende des Krieges fand er schließlich eine neue Heimat in Hamburg.



Gesamtansicht der BRAUEREI RICHARD FISCHER

QUELLE: ZBIGNIEW GACH: X WIEKÓW PIWA W GDANSKU (ZEHN JAHRHUNDERT BIER IN DANZIG) GDANSK 2007, S. 99

Mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges, im August 1914, kam das Exportgeschäft mit dem Ausland zum Erliegen. Dies bedeutete das Ende der Jopenbier-Produktion. Zudem mussten während der folgenden Kriegsjahre aufgrund der reduzierten Malzkontingente die Lagerbiere immer dünner eingebraut werden. Die Brauerei insgesamt überstand den Krieg aber ohne tiefgreifende Einschränkungen. Nachdem der Brauereibesitzer Georg Albert Fischer im Jahr 1915 verstorben war, führte seine Frau den Betrieb bis über das Ende des Krieges hinaus weiter und übergab ihn am Anfang der 1920er Jahre an ihre Söhne Erich und Paul, die nun wieder zum ursprünglichen Namen von Richard Fischer zurückkehrten (BRAUEREI RICHARD FISCHER KG), zwischen 1925 und 1938 aber auch wieder als EXPORT-UND LAGERBIER-BRAUEREI RICHARD FISCHER firmierten.



Ausschnitt eines Dokuments mit der Unterschrift des Braumeisters Eugen Rösler (Brauregister der Hauptvereinigung der Deutschen Brauwirtschaft, BWV Ost, Register-Nr. 246-004, Berlin 1940)

QUELLE: BIBLIOTHEK DER GESELLSCHAFT FÜR GESCHICHTE DES BRAUWESENS IN BERLIN (GG8)



Zeitungsannonce der Brauerei

QUELLE: HISTORISCHES BRAUEREIVERZEICHNIS PREUSSISCHE PROVINZEN ÖSTLICH DER ODER-NEISSE, I BV-EIGENVERLAG, STUTTGART 2015, S. 35



Bieruntersetzer mit Werbung für Biere der Fischer-Brauerei

QUELLE: SAMMLUNG MARTIN HERDA, GÖRLITZ

Untergang auf Raten

Während des Bombardements des Danziger Hafens im Frühjahr 1945 wurde die Brauerei größtenteils zerstört. Im März 1945 nahm sie die Rote Armee ein, und bereits am 15. April erfolgte die Übergabe an die polnische Administration. Laut einem Dekret des Ministers für Handel und Industrie vom 12. Februar 1948 ging der Betrieb sodann in den Besitz des polnischen Staates über. Die zwei größten Brauereien Danzigs – die DANZIGER AKTIENBRAUEREI und die BRAUEREI RICHARD FISCHER – wurden zu einem Unternehmen vereinigt, das den Namen ZJEDNOCZONE BROWARY PAŃSTWOWE W GDAŃSKU (Vereinigte Staatliche Brauereien in Danzig) erhielt. Die ehemalige Aktienbrauerei fungierte als Betrieb Nr. 1, die Brauerei in Neufahrwasser als Betrieb Nr. 2.

Da die Bierproduktion im Betrieb Nr. 2 wegen der enormen Kriegsschäden nicht wieder aufgenommen werden konnte, wurde in den vorhandenen Räumen ein Abfüllbetrieb für das Bier aus dem Betrieb Nr. 1 eingerichtet. Dorthin – bzw. in eine Posener Brauerei – wurden auch die erhaltenen Maschinen und Geräte verbracht. Man weiß nicht genau, wann die Brauerei in Neufahrwasser aus den Strukturen der Brauwirtschaft ausgegliedert wurde; vermutlich geschah dies aber bereits 1952, als man ein Dekret über die Übergabe der nicht benötigten Immobilien stillgelegter Industriebetriebe erließ. Es ist auch nicht bekannt, wer diese Immobilien in Neufahrwasser bekam und weiternutzte. Bis heute sind von der ehemals zweitgrößten Brauerei Danzigs jedenfalls nur wenige Grundmauern und Reste der Kellereien erhalten geblieben.

Fast unversehrt hingegen überstand der in der Weichselstraße 2, direkt hinter der Brauerei gelegene Sitz der Familie, das ehemalige Broschek-Palais, das Kriegsende. Schon kurze Zeit später wurde im Erdgeschoss ein Restaurant eingerichtet. In späteren Jahren nutzten verschiedene staatliche Institutionen das Gebäude. Nach der Wende von 1989/90



Das Herrschaftshaus der Familie Fischer im Jahr 2011. Standbild aus einer kurzen TV-Dokumentation. Die Aufnahme zeigt den Zustand noch vor dem Zumauern der Fenster- und Türöffnungen im Jahre 2014.

QUELLE: TROJMIASTO.PL/WIADOMOSCI/DWOR-FISCHERA-NISZCZEJ-1-CZEKA-NA-INWESTORA-N53270.HTML

zu einem Gebäude mit mehreren kleineren Wohneinheiten umgebaut, blieben danach notwendige Instandhaltungen oder gar neue Investitionen gänzlich aus, so dass das ehemalige Herrschaftshaus für die Bewohner immer unattraktiver wurde und zunehmend verfiel. Die letzten Mieter zogen im Jahr 2006 aus, und seitdem steht das Anwesen leer.

Es gab zwar Pläne für die Errichtung eines Hotels mit einem Restaurant; sie ließen sich aber aus Geldmangel nicht verwirklichen. In den Folgejahren dienten die verlassenen Räume Trunkenbolden und Obdachlosen als Treffpunkt; und nachdem 2014 – mit hoher Wahrscheinlichkeit durch Brandstiftung gelegt – im Erdgeschoss ein Feuer ausgebrochen war, wurden zum Schutz des Gebäudes vor weiterem Verfall sämtliche Fenster- und Türöffnungen zugemauert und das Grundstück eingezäunt. In diesem Zustand wartet das Haus bis heute noch auf einen neuen Investor. Nachdem Anfang des Jahres 2024 allerdings die gesamte Frontfassade eingestürzt ist, sind die Hoffnungen, dass der frühere Sitz der Familie Fischer wiederhergestellt werden könnte, weitgehend zerstoßen. [st Andreas Urbanek](#)



QUELLE: SAMMLUNG MARTIN HERDA, GÖRLITZ

Bierflasche und Porzellanverschluss einer Bügelflasche von der BRAUEREI RICHARD FISCHER

IN DEN BLICK GENOMMEN

Susanne Fritz

Heinrich

Göttingen: Wallstein, 2023

Wie nähert man sich einem Menschen an, den man kennt als Erwachsenen, als Vater, dessen Kindheit und Jugend jedoch eine »unerzählte Zeit« geblieben und später verleugnet worden sind? Die Autorin Susanne Fritz begibt sich in ihrem Roman *Heinrich* auf eine schwierige Spurensuche: Wenige biografische Fakten und persönliche Informationen, ergänzt durch historische Daten und Erzählungen, bilden die Basis für den Versuch, den Vater und seine Zeit zu verstehen. Dabei malt die Autorin ihre Vorstellungen von seinem Leben mittels gedanklicher Phantasien aus – eine ungewöhnliche Erzählweise, die keiner Chronologie folgt und dem Leser mit Szenen- und Perspektivwechseln viel abverlangt. Doch können die Fragen nach Auswirkungen historischer Umwälzungen auf das Schicksal Einzelner, nach Identität und Heimat, als beispielhaft verstanden werden für die Auseinandersetzung mit dem Thema generationenübergreifender Traumatisierung, aktuell bis in die Gegenwart hinein.

1926 kommt in Swarsędz (Schwersenz) bei Poznań (Posen) ein Junge, der im Roman »Heinrich« genannt wird, als Sohn eines Mühlbauern zur Welt. Nach dem Versailler Vertrag und den folgenden Grenzverschiebungen befinden sich Hof und Grund in einem anderen Land, erfahren die Eltern als Angehörige der deutschen Minderheit in Polen Repressalien. Der Vater, großspurig, launenhaft, ein Taugenichts, dessen Spitzname »Hoppla« eine treffende Bezeichnung darstellt, ist ein Spieler und Trinker, der Frau und Sohn gegenüber aufbrausend und brutal auftritt. Undiszipliniert und unzuverlässig, wie er ist, verliert »Hoppla« in den wirtschaftlich und politisch schwierigen 1920er Jahren mit Hyperinflation und rasch wechselnden Regierungen in der jungen Zweiten Polnischen Republik den Hof. Die Mutter lässt sich schließlich scheiden, der inzwischen sechsjährige Junge wird zu Verwandten in eine nahe Kleinstadt geschickt, wo er in ärmlichen Verhältnissen aufwächst.

Seine Familie war vom Glück verlassen, oder wurde nie vom Glück bewohnt, was damals vielleicht gar nicht so unüblich war und schon das Wort eine eher seltene Vokabel.

Als 1939 Hitler-Deutschland in Polen einfällt, eröffnen sich für den dreizehnjährigen Heinrich Möglichkeiten: Von der Volksschule kann er auf die Mittelschule nach Posen wechseln, in der HJ macht er Karriere. 1944 wird er zur Wehrmacht eingezogen und sogar auf einen Offizierslehrgang geschickt, obwohl dieser eigentlich nur ad-

ligen Bewerbern offensteht. In der Nähe von Danzig endet der Krieg für den jungen Soldaten, als er in sowjetische Gefangenschaft gerät; später wird er in einem Gefangenenlager in der Ukraine beim Brückenbau eingesetzt.

Da der Vater von dieser Zeit nie erzählt, keine Gefühle zugelassen hat, bringt Susanne Fritz hier ihre Vorstellungen ein, verknüpft sie mit historischen Assoziationen und der gegenwärtigen Kriegssituation in der Ukraine, mit ihren »Gedankenfunken«:

Die Welt von gestern wirkt wie die Welt von heute, die Gegenwart bestimmt die Lesart des Vergangenen. Wo sich die Erzählperspektiven überschneiden, sprühen Funken.

Rasch erkennt der junge Heinrich, indem er Bauaufträge zuverlässig erfüllt, dass nur Tüchtigkeit sein Überleben sichern kann. Die Gefangenschaft als eine Schule des Lebens zu verstehen, so vermutet die Tochter, hilft, diese Jahre nicht als verloren anzusehen, zumal ein Talent zum Handwerk und zur Improvisation und der Wille zur Selbstbehauptung erkennbar werden. Weil er keine Heimat mehr hat, lässt sich Heinrich aus der Gefangenschaft in die süddeutsche Heimat eines Kameraden entlassen, der auf dem Hof Hilfe gebrauchen kann. Der Neuanfang für den Kriegsheimkehrer, der den schwäbischen Dialekt nicht beherrscht, ist alles andere als einfach, doch Heinrich lässt sich nicht entmutigen. In der Nachkriegszeit werden Menschen, die Häuser bauen, gebraucht, so verlässt er bald den Hof, absolviert eine Lehre als Zimmermann und bildet sich weiter mit dem Ziel, Architekt zu werden.

Beharrlich und ausdauernd sein Talent sowie die Möglichkeiten nutzend, die die Wirtschaftswunderzeiten bieten, zeigen sich erste Erfolge, gelingt ein rascher Aufstieg, bald gekrönt vom eigenen Unternehmen. Pragmatisch und vernünftig wie die berufliche Karriere verfolgt Heinrich auch die Familiengründung: Seine Gefährtin findet er in Lotte, einer jungen Frau, die im selben Städtchen wie er aufgewachsen ist und die klassische Rollenverteilung mit Zuständigkeit für Haushalt und Kinder als selbstverständlich akzeptiert. Anders als sein Vater zeigt Heinrich sich pflichtbewusst und zuverlässig, aber die Firma verlangt permanentes Engagement und Heinrichs Ehrgeiz wie Gestaltungswillen ermöglichen nicht nur einen schwindelerregenden Aufstieg, sie führen im Laufe der Jahre dazu, dass die Familie nur am Rande vorkommt, die Tochter den Vater als großen Abwesenden wahrnimmt. Über Gegenstände, Erinnerungen, Rückblenden gelingt es ihr erst, den Vater zu beschreiben – nicht immer ist es ein positives Bild, Aspekte des Großvaters wie Jähzorn und Selbstgerechtigkeit meint die Tochter zu erkennen, kindliche Empfindungen von Nicht-Verstanden-Werden begleiten noch die Erwachsene.



Susanne Fritz
Heinrich

Roman
Göttingen: Wallstein, 2023
211 S., geb., € 24,-
ISBN 978-3-8353-5402-9

Die Jahre des rasanten Aufstiegs und stetiger Überforderung jedoch fordern ihren Preis: Mit 50 ist der Leistungsmensch Heinrich ausgebrannt, zutiefst erschöpft, verkauft sein Unternehmen – und gerät in eine Sinnkrise. Er will Ballast abwerfen, ein neues, freies Leben führen, doch die Familie liebt ihre Bequemlichkeiten und kann den Visionen und Träumen des Vaters nicht folgen. Während zur Fremdheit Streit und Auseinandersetzungen kommen, vollzieht Heinrich eine Kehrtwende vom Denken der Überflusgesellschaft zu neuer Bescheidenheit. Da Untätigkeit ihm nicht liegt, entwickelt er Pläne umweltverträglichen Lebens und Wohnens, und mit den Entwürfen für solch zukunftsweisendes Bauen kommen neue Aufträge und neue Erfolge. Die Tochter kann es nicht glauben: Ausgerechnet ihr Vater soll ein Pionier, seiner Zeit voraus sein?

Dann zwingt der Körper zu einer Auszeit, und der Krankenhausaufenthalt vor einer Herzoperation wird zur Gelegenheit für eine Introspektion, die Heinrich in Kindheit und Vergangenheit versetzt, vor allem aber die Frage »Wer bin ich?« zu beantworten sucht, denn nicht die Nachwelt oder die Familie sind die Adressaten seiner Überlegungen. Zum ersten Mal im Leben konfrontiert Heinrich sich mit sich selbst, löst sich von Pragmatismus und Erfolgsdenken. In den letzten Abschnitten ihres Buches begleitet die Tochter diese Gedanken des Vaters, rekonstruiert sie, bemüht, ein Leben und eine Zeit zu verstehen, die ihr persönlich so fremd sind.

Lebenswege hinterlassen keine Wanderkarten. Von Fluchtwegen bleibt eine innere Zeichnung, die rückwärts führt ins Labyrinth.

Dass er, der in ärmlichen Verhältnissen groß wurde, trotz nicht vorhandener Voraussetzungen erfolgreich werden konnte, beschäftigt ihn, die Herkunft verfolgt ihn, mutmaßt die Tochter. Die eigene Eitelkeit befriedigen, indem man im Lebenswettkampf die anderen übertrumpft, scheint ein starkes Motiv zu sein, doch dem chancenlosen Scheidungskind gelingt der Aufstieg erst im Zuge der nationalsozialistischen Übernahme seiner Lebenswelt. Hitlerjugend und Wehrmacht, militärische Hierarchien und soldatischer Gehorsam prägen mehr als alle vorherigen Erfahrungen, bringen einen Streber hervor, der den Krieg als Abenteuer ansieht, das er vielleicht verpassen könnte. Während sich die Tochter noch schwertut, diese Haltung bedingungsloser Bereitschaft nachzuvollziehen, zeichnet sich für Heinrich ein entscheidender Wechsel ab, als er in erste Kriegshandlungen verwickelt wird und die Feindberührungen ihn derart berühren, dass er, unfähig zum Töten, den Rückzug antritt. Eine solche Haltung wäre in der Endphase des Krieges als Verrat und Wehrkraftzersetzung geahndet worden, hätte jemand davon erfahren, reflektiert die Tochter ausführlich, doch Heinrich sieht sich schon, wie er sich in die endlose Kolonne der Kriegsgefangenen einreihet.

Wie reagieren auf Schmerz, Scherben, Verlust? Sich auf-rappeln, reparieren, wiederbeschaffen und so tun, als könnte ein Mensch von vorne beginnen? Oder sich das Unglück einverleiben, Katastrophe spielen und so lange wüten, bis nichts mehr kaputtgehen kann?

Für Heinrich wird das Bauen, der Beruf zur Rettung, fokussiert darauf, keine Schwäche zu zeigen, keine Rückschau zuzulassen, sich nicht von Gefühlen beeinflussen zu lassen. Hart gegen sich selbst, findet er seinen Platz im Leben, sein Lebensglück – und bleibt doch lebenslang ein Suchender.

In dieser Haltung steht er repräsentativ für Menschen, die als Kinder und Jugendliche durch nationalsozialistische Propaganda

und Lebensrealitäten geprägt wurden, so wie Susanne Fritz – beispielhaft für nachfolgende Generationen – Versuche unternimmt, den Vater zu verstehen. Auch wenn sie historische Fakten und Ereignisse einbezieht, bleibt ihr Blick auf die Vätergeneration ein erkennbar gegenwartsgeprägter, ihre Fragestellungen sind die des 21. Jahrhunderts, nicht die eines Zeiteugen. In der autofiktionalen Konstruktion ihres Buches, in der Aneinanderreihung bruchstückhafter Miniaturen und in der exzessiven Nutzung von Anaphern, Ellipsen, Inversionen, rhetorischen Fragen und wortreichen Wiederholungen nähert sich die Autorin dem fremden Vater an, um die eigene Voreingenommenheit zu überwinden und ersehnte Antworten zu finden. Ihr dabei zu folgen ist nicht immer leicht, doch die vielfältigen Denkanstöße des Buches können die eigene Auseinandersetzung mit Fragen des Lebens bereichern, wobei die literarische Qualität nicht zuletzt in der eigenwilligen sprachlichen Gestaltung liegt, die die inhaltliche Ebene wirkungsvoll mitträgt und intensiviert.

st *Annegret Schröder*

Irene Langemann

Das Gedächtnis der Töchter

Berlin: Friedenauer Presse, 2023

Wie von leichter Hand scheint der Kölner Filmemacherin Irene Langemann der grandiose Wurf ihres Debütromans *Das Gedächtnis der Töchter* gelungen zu sein. Die Zeitreise in die eigene Familiengeschichte reicht bis ins 18. Jahrhundert zu ihren strenggläubigen mennonitischen Vorfahren zurück, die sich in einem Dorf in der Nähe von Danzig angesiedelt hatten. Aus Furcht vor dem Wehrdienst, den sie glaubensbedingt ablehnen mussten, verließen sie 1804 Preußen – weder sie noch ihre Nachkommen werden das Land an der unteren Weichsel jemals wiedersehen –, und folgten dem werbenden Ruf der Zarin Katharina der Großen ins Russische Reich. Einen knappen Monat allein benötigte der Treck zunächst bis nach Riga, Kinder wurden geboren und Tote am Wegesrand begraben, und wohl um die 2.000 Kilometer legten die Auswanderer zurück, um in den Südosten der heutigen Ukraine nahe Melitopol zu gelangen, wo ihnen eine baumlose Steppe als Siedlungsgebiet zugewiesen wurde. Wie einst in den Niederungen des Weichseldeltas wussten sie mit ihrem Fleiß und Können auch den karge Boden überaus erfolgreich zu kultivieren; dann jedoch bedrohte 1870 die Ankündigung einer – nunmehr russischen – Wehrreform das friedliche Leben in der von bis zu 6.000 Glaubensgeschwistern bewohnten Kolonie Molotschna. Die drastischen, grauenvollen Auswirkungen, die russlanddeutsche Mennoniten – falls sie nicht rechtzeitig geflüchtet waren – seitdem durch die politischen Umbrüche, die Weltkriege, die Hungersnöte und letztlich die Repressalien während der sowjetischen Diktatur erdulden mussten oder nicht überlebten, dokumentiert und verlebendigt Irene Langemann in ihrem großangelegten autobiographischen Roman.

Die Ich-Erzählerin Vera – unverkennbar das Alter Ego der Autorin, die ihrerseits 1959 in Issilkul geboren wurde und die Sowjetunion 1990 verließ – führt die Leser ins ferne Sibirien der Jahre 1969 bis 1974 und lässt sie miterleben, wie das Mädchen in einer Kleinstadt in der Nähe von Omsk als Angehörige der deutschen Minderheit aufwächst,

ihr Umfeld hellstichtig zu begreifen lernt und sich zunehmend auf die Suche nach der eigenen Identität in der Familie begibt. Von zwei Erfahrungen wird ihre Kindheit entscheidend geprägt. Da ist zum einen der verbale wie tätliche Angriff durch zwei Kinder aus ihrer Schulklasse, dem sich die Elfjährige schutzlos ausgeliefert sieht und der als beklemmender Einstieg in das Romangeschehen meisterhaft in Szene gesetzt ist. Der dumpfe Hass, mit dem sie als »Faschistin« niedergebrüllt wird, verletzt Vera tief: »Schockstarre, ausgelöst durch ein einziges WORT.« Beleidigungen wie »die Fritzen«, aufgemalte Hakenkreuze sowie Bespitzelungen und Denunziationen bestimmen das Leben ihrer Familie. Die Eltern und die beiden Kinder müssen sich mit dem Regime arrangieren und nur heimlich wagen sie, die deutsche Sprache und das religiöse Brauchtum zu pflegen.

Das andere fundamentale Ereignis geschieht an Veras zehntem Geburtstag: »Mutter sprach von etwas, was sie sehr bewegte – von dem Gedächtnis der Töchter«, und sie meinte, die Zehnjährige sei nun, wie einst sie selbst, reif genug, in die tradierten Familiengeschichten eingeweiht zu werden. Erstaunt und begierig lauscht Vera von nun an den Erzählungen der Mutter über das, was beharrlich seit mittlerweile fünf Generationen an Töchter und Enkelinnen mündlich weitergegeben wurde, denn »das Schreiben war damals den Männern vorbehalten.« Beständig und immer tiefer dringt das heranwachsende Mädchen in die Familiengeschichte ein und lässt Vergangenes ihre Gegenwart erhellen. Es fühlt sich seinen (insbesondere weiblichen) Vorfahren zunehmend verbunden und verfolgt auch, wenngleich mit einem inneren Schaudern, die dramatischen Entwicklungen um das schwarze Schaf der Familie, ihren Großonkel, der sich vom mennonitischen Glauben abwendet, die Seinen verlässt und als gewaltbereiter Revolutionär untertaucht. Die einzigartigen Charaktere und Schicksale schenken Vera Erkenntnis und Orientierung im eigenen Leben, und zugleich spürt sie sich dem ihr anvertrauten Wissen in besonderer Weise verpflichtet.

Aufmerksam beobachtete Vera, wie die Mutter beständig und gewissenhaft an einer Familienchronik arbeitete, und beginnt ihrerseits, dem kleinen Bruder daraus vorzulesen. Ein Schriftstück ganz anderer Art, das gewiss nicht in die Hände des Kindes gelangen sollte, hatte Vera unlängst im Verborgenen entdeckt und sogleich heimlich verschlungen: Das Tagebuch ihrer Mutter vom Mai 1941 bis zum September 1942 sowie ihre Erinnerungen aus den Jahren 1942 bis 1945. Beides sind Zeugnisse einer unvorstellbaren Tragödie, die mit dem Einmarsch der deutschen Truppen in die Sowjetunion über die mennonitischen Familien in der Molotschaner Kolonie hereinbrach: In der fünften Generationen wurden sie von ihrem Land vertrieben, die Frauen, von ihren Männern und Söhnen getrennt, auf brutale Weise in den Norden Kasachstans deportiert; sie vegetierten mit Säuglingen, Kindern und Alten in erbärmlichen Erdhütten bei Hungersnot, marternder Kälte, Krankheit und Tod. Im Januar 1943 schließlich wurden deutsche Mädchen und Frauen, so auch Veras Mutter, in die »Trudarmija«, die gefürchtete Arbeitsarmee, eingezogen.

Die gnadenlosen Lebensbedingungen als Holzfällerinnen in der Taiga übersteigen bei weitem das Maß des Vorstellbaren. Schikanen und Demütigungen, der Schmerz und die Verzweiflung, die sie ertragen mussten, lebten in quälenden Albträumen fort, und sie würden, wie die Mutter befürchtete, »sich in den Zellen und Genen der Russlanddeutschen eingraben. Die Menschen in ihrer Entwicklung lähmen. Zu einem kollektiven Trauma werden.« Die erschütternden Aufzeichnungen von Veras Mutter bilden intermittierend vier der insgesamt 15 Kapitel des Romans, und mit ihrer eigenen Perspekti-

ve schaffen sie einen deutlichen Kontrast zu der Introspektion der jugendlichen Ich-Erzählerin.

Bei der Vermittlung ihres komplexen Wissens verleiht die Autorin der Fülle ihrer Erzählungen, Reflektionen und Assoziationen eine größere Festigkeit, indem sie die elf Kapitel, die nicht den autobiographischen Dokumenten der Mutter vorbehalten sind, durch Überschriften unterschiedlichen Leitmotiven zuordnet, die dann in ihrer thematischen Vielschichtigkeit jeweils variiert und kompositorisch durchgeführt werden. Beispiele dafür bietet zum einen das Kapitel, das unter dem Titel »Wali und die anderen Toten« dem Sterben, und dabei auch dem Tod von Veras älterem Bruder, gewidmet ist, zum anderen eines, das die Überschrift »Musik – Музыка« trägt. Über Generationen hinweg hat das Musizieren in der Familie einen hohen Stellenwert. Für die Vorfahren galt dies vor allem für das Spiel des Harmoniums und den frommen Gemeindegesang, der sie durch gute und schlechte Zeiten trug; Veras Mutter wäre gerne Dirigentin geworden, sie selber erprobt sich als hochtalentierte Pianistin und nimmt interessiert das Musikleben in der Sowjetunion wahr – auch polnisch-russischen Kampfliedern, lärmenden Fabrikklängen und »slawischer Sprachmusik« begegnet sie auf ihrer Spurensuche, nimmt viele Fäden auf, verwebt sie kunstvoll in ihre Familiengeschichten – bis hinein in empfindsame Traumbilder:

Als ich den ersten Satz der »Lunnaja Sonata«, der Mondschein-sonate einübte, dachte ich beim Anschlag der Triolen an das Schlafwandeln. Ich sah Großmutter Sara im langen Nachthemd von der Schlafbank aufstehen, mit ausdruckslosem Gesicht und dem ins Leere gerichteten Blick in die Küche tapsen, den Lichtstreifen des Mondes auf dem Boden überqueren, die Tür der Vorratskammer öffnen, nach einem Apfel im Obstkorb greifen und durch die Haustür in den dunklen Hof verschwinden. Mit dreizehn Jahren hörten die Nachtwandlungen bei ihr auf, um vierundsechzig Jahre später bei mir wieder einzusetzen.

Zehn Jahre lang ist Irene Langemann akribisch ihrer eigenen Familiengeschichte und derjenigen der mennonitischen Gemeinschaft aus Westpreußen nachgegangen – in tiefer Verbundenheit lässt sie ihre Protagonisten immer wieder einmal plautdietsch reden – und hat darüber hinaus historische und politische Hintergründe genauestens erforscht. Daraufhin ist es ihr gelungen, mit Verve diesen ebenso fakten- wie facettenreichen Roman derart bewegend zu gestalten, dass es den Lesern ein Leichtes ist, ihr über die fast 500 Buchseiten hin gebannt zu folgen, – und letztlich werden auch sie gewiss noch länger über die folgende Kernaussage der Autorin nachdenken wollen: »Ich schließe Frieden mit meiner Herkunft«, aber »werde ich das Sibirien in mir überwinden können?«

st Ursula Enke



Irene Langemann

Das Gedächtnis der Töchter

Roman

Berlin: Friedenauer Presse, 2003

477 S., geb., € 30,-

ISBN 978-3-7518-8000-8

EIN UNIVERSALER MUSIKER und großer Westpreuße

Zum Tode von Jan Janca

DIE MUSIKWELT TRAUERT um den herausragenden Organisten, Komponisten und Musikologen Jan Janca, der am 8. Dezember 2023 in Tübingen verstorben ist.

Der am 1. Juni 1933 in Danzig geborene Harald Janca wuchs in einer deutschen, kaschubisch-masurischen Organistenfamilie auf, denn seine Eltern, Anton und Edith Janca, waren ebenfalls Kirchenmusiker und beide von 1935 bis 1945 an der katholischen St. Josephskirche in der Danziger Altstadt tätig. Die ersten Orgelunterweisungen erhielt Harald von seinem Vater, der seinerseits an der Technischen Hochschule Danzig bei dem Musikwissenschaftler Gotthold Frotscher studiert hatte. – Nach dem Krieg blieb die Familie in Danzig. Als Jugendlerner – in den Jahren von 1946 bis 1950 – besuchte Harald Janca, der sich nun »Jan Janca« nannte, die Musikschule in Danzig-Langfuhr, bevor er für fünf Jahre an die Staatliche Musikakademie in Krakau ging.

Seine Studien bei Bronisław Rutkowski (Orgel) und Stanisław Wiechowicz (Komposition) absolvierte er mit großem Erfolg und begann eine vielversprechende Karriere als Orgelvirtuose: Schon im Dezember 1954 gab er ein erstes Konzert an der großen Orgel der Kathedrale zu Danzig-Oliva, das auch vom Polnischen Rundfunk mitgeschnitten wurde, und entfaltete seitdem als freier Organist eine rege Konzerttätigkeit.

Als sich 1957 abzeichnete, dass die von Władysław Gomułka im Oktober des Vorjahres initiierte »Tauwetter«-Periode nicht von Dauer sein würde, entschied sich Jan Janca, von einer Konzertreise in die Bundesrepublik Deutschland nicht nach Polen zurückzukehren. Nun studierte er in den Jahren von 1958 bis 1962 an der Staatlichen Hochschule für Musik in Stuttgart Komposition bei Johann Nepomuk David (1895–1977) und wurde von dem international höchst renommierten, in Paris lehrenden Organisten, Komponisten und Improvisator Marcel Dupré (1886–1971) für mehrere Jahre als Privatschüler angenommen.

Im unmittelbaren Anschluss an sein Stuttgarter Hochschulstudium wurde Jan Janca Musiklehrer am Tübinger Theologenkonvikt Wilhelmsstift sowie Kirchenmusiker an der benachbarten Konvikts- und Stadtpfarrkirche St. Johannes Evangelist. Zudem wirkte er als Dozent an der Bischöflichen Musikschule (ab 1972 Kirchenmusikschule) Rottenburg. Seit Mitte der 1990er Jahre litt er an einem Tinnitus, der ihn 1996 zwang, vorzeitig seinen Ruhestand anzutreten. Er vermochte seine gesundheitlichen Probleme aber zumindest so weit zu beherrschen, dass er neben seinem kompositorischen Schaffen, dem er sich nun verstärkt zuwandte, ab 2008 nicht mehr gänzlich auf das Orgelspielen verzichten musste, sondern gelegentlich sogar wieder Konzerte geben konnte – insbesondere in seiner Heimatstadt Danzig, der er stets verbunden blieb und die er häufig besuchte. Darüber hinaus schenkte er der Geschichte und Kultur der Region an der unteren Weichsel unverwandt seine Aufmerksamkeit und sein



Jan Janca am Spieltisch der Domorgel zu Oliva (1986)

QUELLE: BOOKLET DER LP-EDITION ORGELLANDSCHAFT DANZIG UND WESTPREUSSEN

Interesse. Nicht zuletzt gehörte er bis an sein Lebensende zu den treuen Lesern des *Westpreußen*.

Im Februar 2023 wurde bei Jan Janca eine Erkrankung an einer aggressiven Krebsart diagnostiziert, der er jetzt gut fünf Monate nach der Vollendung seines 90. Lebensjahres, die ihm noch vergönnt war, erlegen ist. Er wurde auf dem Sülchen-Friedhof in Rottenburg am Neckar beigesetzt.

Das Außergewöhnliche des imponierenden Œuvres, das Jan Janca der Nachwelt hinterlassen hat, beruht auf der dreifachen Hochbegabung, die ihn gleichermaßen zum Komponieren, zur virtuosens Interpretation musikalischer Werke sowie zur wissenschaftlichen Forschung befähigt hat.

Als Tonschöpfer hat Jan Janca die Orgelliteratur mit einer Fülle von Kompositionen bereichert, von denen neben zahlreichen Vorspielen, Orgelversen oder Choralvorspielen exemplarisch zumindest *Ite missa est*, ein *Triptychon für Orgel* (1988), die *Meditation zur Adventszeit* über »Maria durch ein' Dornwald ging« (1994) oder die *Invocation und chromatische Fuge über B-A-C-H* (2000) genannt seien. Zudem schuf Janca auch größer besetzte Kompositionen wie z. B. die *Missa de Angelis für vierstimmigen gemischten Chor, Gemeindegang oder einstimmigen Chor und Orgel* (1979), die Weihnachtskantate »Hört, der Engel helle Lieder« / »Angels from the Realms of Glory« für *dreistimmigen Frauenchor und Orgel* (1991) oder die *Missa »Orbis factor« (XI) für ein- bis dreistimmigen gemischten Chor und Orgel*



Jan Janca nach der Verleihung des Bundesverdienstkreuzes am Bande im Juni 2013



Jan Janca Einspielungen zur Orgellandschaft Danzig und Westpreußen (Hülle der CD-Edition von 2008)



Das Deutsche Kulturforum östliches Europa zeichnete Jan Janca am Abend des 22. September 2011 mit dem Ehrenpreis des Georg Dehio-Kulturpreises 2011 aus. Auf dem Foto gratuliert Dr. Doris Lemmermeier (r.), die damalige Direktorin des Deutschen Kulturforums, dem Preisträger. Dahinter steht D. Dr. Christoph Klein, der in diesem Jahr den Hauptpreis erhielt.

(2005). Die Weite des ästhetischen und stilistischen Horizonts lässt sich freilich erst ermessen, wenn beispielsweise die Bearbeitungen berücksichtigt werden, die Jan Janca für Helmut Völkl's »rotes« und »grünes« Album der *Hits for Organ* (2004) beige-steuert hat, oder wenn auch die eigenwillige Version von *Großer Gott, wir loben dich* mit in den Blick genommen wird, die den Untertitel »A German ›Te Deum‹ between Boogie and Waltz« trägt.

Ebenfalls beeindruckend ist Jan Janca's Hinterlassenschaft an Einspielungen von Orgelliteratur, die die hohe Kunst des Virtuosen dokumentieren und mit denen er zugleich die Klangbilder unterschiedlicher Instrumente festgehalten hat. Von ganz besonderem Interesse sind dabei die Aufnahmen, die die Hörerinnen und Hörer durch die »Orgellandschaft Danzig und Westpreußen« führen. Von dieser Doppel-LP-Produktion von 1986, die 1988 mit dem »Preis der deutschen Schallplattenkritik« ausgezeichnet wurde und 2008 auch als CD herauskam, erklingen beispielsweise die Orgeln der St. Marien- und St. Nicolai-Kirche in Danzig, des Olivaer Doms und der St. Johannes-Kirche von Thorn oder die beiden Orgeln des Doms von Pelplin sowie die Orgel der Kirche von Bonstetten, Kr. Zempelburg.

Diese Einspielungen bilden eine wertvolle akustische Vergewärtigung jener Orgellandschaft, der Jan Janca einen erheblichen

Teil seiner Forschungstätigkeiten gewidmet hat. Zwei Jahre vor dieser Plattenedition war in der Reihe »Bau- und Kunstdenkmäler im östlichen Mitteleuropa« bereits der erste Band der *Geschichte der Orgelbaukunst in Ost- und Westpreußen von 1333 bis 1944* erschienen. In Kooperation mit dem Orgelbauer und -forscher Werner Renkewitz (1911–1978), der schon in den 1930er Jahren begonnen hatte, alte Orgeln Ostpreußens zu inventarisieren, brachte Jan Janca seine Forschungsergebnisse zu Westpreußen und Danzig mit ein und schloss nach dem Tode von Werner Renkewitz mit dieser Publikation den ersten Teil des gemeinsamen Projekts ab. Nach mehr als zwei Jahrzehnten vermochte Jan Janca dieses anspruchsvolle Vorhaben zu vollenden und – inzwischen in Zusammenarbeit mit dem Orgelforscher Hermann Fischer (1928–2020) – die beiden Teilbände des zweiten Bandes in den Jahren 2008 und 2015 zu veröffentlichen. Dieses grundlegende Werk darf letztlich aber keineswegs den Blick auf Jan Janca's weitere wissenschaftliche Schriften verstellen, die in der Vielfältigkeit und in der Qualität wie auch im Umfang seinem kompositorischen Schaffen in nichts nachstehen.

Musikern, die sich zugleich intensiv in der wissenschaftlichen Forschung engagieren, bietet sich die Möglichkeit, zwischen ihren beiden Tätigkeitsfeldern auch durch die Erschließung musikalischer Quellen Synergien zu erzeugen. Jan Janca hat selbstverständlicherweise auch diesen Zugang zur Musikgeschichte genutzt und mehrere Werke ediert, darunter die 24 *Polonaisen in allen Tonarten für Cembalo oder Orgel* des Danziger Komponisten Johann Gottlieb Goldberg (1727–1756) sowie für Orgel oder Cembalo übertragene Stücke aus der bedeutenden »Olivaer« bzw. »Braunsberger Orgeltabulatur«, die um 1619 verfasst wurde, insgesamt 329 Instrumental- und Vokalkompositionen umfasst und aus der Bibliothek des Zisterzienserklosters Oliva stammt.

Für sein Schaffen hat der universale Musiker Jan Janca hohe Auszeichnungen erhalten: Im Jahre 2011 erkannte ihm das Deutsche Kulturforum östliches Europa den Ehrenpreis des Georg Dehio-Kulturpreises zu; zwei Jahre später wurde ihm das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen; und 2023 ehrte ihn das Warschauer Ministerium für Kultur und nationales Erbe mit dem höchsten polnischen Kulturpreis, der 2005 gestifteten Gloria-Artis-Medaille für kulturelle Verdienste. Diese beiden staatlichen Auszeichnungen lassen nachdrücklich auch die völkerverbindende Dimension hervortreten, die Jan Janca's Wirken in und zwischen zwei Kulturen entfaltet hat.

Die Nachwelt schließlich wird Jan Janca noch lange im Gedächtnis behalten; denn zum einen haben seine Kompositionen – wie die mannigfachen Editionen belegen – breiten Eingang in die Musikpraxis gefunden. Zum anderen lassen die vielen Einspielungen von seinen Werken darauf schließen, dass sich sein Schaffen den interessierten Hörerinnen und Hörern der Gegenwart erschließt und von ihnen geschätzt wird. Zum dritten hat sich Jan Janca mit der großartigen *Geschichte der Orgelbaukunst in Ost- und Westpreußen*, die längst zu einem Standardwerk geworden ist, auch in die Annalen der Musikwissenschaft eingeschrieben; und zum vierten kommt ihm nicht zuletzt das Verdienst zu, »Danzig und Westpreußen« als eine in sich geschlossene musikgeschichtliche Einheit gedeutet und im kulturellen Gedächtnis bewahrt zu haben. Gerade dafür werden alle diejenigen, die sich dieser historischen preußischen Provinz verbunden wissen, Jan Janca's auch in Zukunft respektvoll und dankbar gedenken.

st Bartosz Skop/Erik Fischer

»Man darf seine Sicherheit niemals als selbstverständlich ansehen«

Vor 25 Jahren begann die NATO-Osterweiterung – heute erweist sie sich als überlebenswichtig für Europa

Nie mehr sollten deutsche Soldaten in solchen Staaten präsent sein, die zur Zeit des Dritten Reichs von der Wehrmacht besetzt waren. Diese sogenannte »Kohl-Doktrin« dominierte die bundesdeutsche Verteidigungspolitik nach Ende des Kalten Krieges. Wenn diese Festlegung auch bereits im Zuge der jugoslawischen Nachfolgekriege brüchig geworden war, hat sich seither das geo- und sicherheitspolitische Lagebild noch fundamentaler gewandelt: Heute tragen deutsche Streitkräfte gemeinsam mit einst von Deutschland okkupierten Staaten gemeinsam Verantwortung für die Freiheit und den Frieden – insbesondere, aber nicht nur des östlichen – Europas.

Möglich wurde dies durch die NATO-Osterweiterungen, deren erste sich am 12. März zum 25. Male gejährt hat. Damals traten Polen, Tschechien und Ungarn dem westlichen Verteidigungsbündnis bei. Fünf Jahre später folgten Bulgarien, Estland, Lettland, Litauen, Rumänien, die Slowakei und Slowenien, vor 15 Jahren Albanien und Kroatien, 2017 Montenegro sowie 2020 Nordmazedonien. In Prag wurde das Jubiläum mit einer Konferenz unter dem Titel »Unsere Sicherheit kann nicht als selbstverständlich angesehen werden« begangen. In seinem Eröffnungsvortrag hob der seinerzeitige US-Präsident Bill Clinton die Bedeutung des historischen Ereignisses für das gesamte Verteidigungsbündnis ebenso hervor wie die Notwendigkeit, das Erreichte weiterzuentwickeln:

Ich denke, dass es eine gute Investition war. Es war ein gutes, vernünftiges Risiko, und es hat die NATO immens gestärkt. Und das Motto dieser Konferenz ist heute genauso wahr wie damals, vielleicht sogar noch wahrer: Man darf seine Sicherheit niemals als selbstverständlich ansehen. Wir wissen, dass wir mehr Netzwerke der Zusammenarbeit brauchen.

Die Zusammenarbeit innerhalb der NATO schließt die Präsenz deutscher Waffenträger gerade auch im östlichen Europa ein – nicht als notwendiges Übel, sondern als Ausdruck gemeinsamer Wehrhaftigkeit. Dies gilt auch für das diesjährige NATO-Manöver *Steadfast Defender 2024* mit insgesamt ca. 90.000 Soldaten, mit dem Stärke und Verteidigungsbereitschaft gegenüber Russland bezeugt werden sollen. Dieses größte NATO-Manöver seit 35 Jahren und der deutsche Beitrag hierzu dokumentieren damit nicht nur ein weiteres Mal die Abkehr von der Kohl-Doktrin, sondern ebenso die Überwindung der lange grassierenden sicherheitspolitischen Naivität gegenüber dem Kreml.

Die Bundeswehr beteiligt sich mit 12.000 Soldaten, 3.000 Fahrzeugen und vier Teilübungen im Rahmen ihres Manövers *Quadriga 2024*. Dabei gehören – neben Norwegen (Übung *Grand North*) – drei der vier Zielländer zu den in den letzten 25 Jahren beigetretenen Staaten: Polen (*Grand Center*), Litauen (*Grand Center* und *Grand Quadriga*) sowie Rumänien und Ungarn (beide im Rahmen von *Grand South*). Bei den *Quadriga*-Übungen handelt es sich um Verlegeübungen, in deren Anschluss sich die deutschen Einheiten an weiteren NATO-Übungen beteiligen.

In Polen sind dies die Übungen *Dragon* und *Saber Strike*. Im Rahmen der vom 25. Februar bis zum 14. März mit 20.000 Soldaten abgehaltenen Übung *Dragon* kam es am 4. März zu einem durchaus sinnfälligen Moment. Wohlgermerkt im 85. Jahr nach dem deutschen Überfall auf Polen, betei-

ligten sich Soldaten vom Deutsch/Britischen Pionierbrückenbataillon 130 aus dem nordrhein-westfälischen Minden an einer Überquerung der hochwasserführenden Weichsel – just an der einstigen deutsch-polnischen Grenze bei Kurzebrack (Korzeniewo) im früheren Landkreis Marienwerder. Das Dorf liegt zudem nur etwa 70 Kilometer südlich der Danziger Westerplatte, die zum Symbol des deutschen Angriffskrieges geworden ist.

Dass die Symbolträchtigkeit von Ereignis und Ort in den Medien kaum wahrgenommen wurde, mag als Indiz für das Vertrauen gelesen werden, das zwischen einstigen Weltkriegsgegnern wachsen konnte und heute als selbstverständlich erscheint. Dem steht in krassem Kontrast die Konfrontation Russlands mit den von ihm bis 1990 dominierten Sowjetrepubliken und Warschauer-Pakt-Staaten in einer modifizierten Fortsetzung des Ost-West-Konflikts gegenüber. Es waren nicht zuletzt die vom Kreml ausgehenden Hegemonialansprüche ihnen gegenüber, die die NATO-Osterweiterungen förderten. Wie berechtigt – ja überlebenswichtig – die Entscheidung der damaligen Beitrittskandidaten für die Mitgliedschaft war, daran gemahnt ein weiterer Jahrestag, dessen im März zu gedenken war: derjenige der völkerrechtswidrigen Krim-Annexion, mit der Russland seinen heute bereits zehn Jahre währenden Krieg gegen die Ukraine eröffnete.

Wladimir Putin wiederum stellt – als konstitutives Argument seiner Kriegsrhetorik – eben die NATO-Osterweiterung als einen Vertragsbruch des Westens dar. Ihr habe man im Zuge der Verhandlungen um den Zwei-plus-vier-Vertrag eine verbindliche Absage erteilt. Neueste Untersuchungen der Historikerin Mary Elise Sarotte (*Nicht einen Schritt weiter nach Osten. Amerika, Russland und die wahre Geschichte der Nato-Osterweiterung*, München 2023) straft diese Mär Lügen. Gegenüber der *Berliner Zeitung* fasste Sarotte das Ergebnis ihrer Forschungen dahingehend zusammen, dass die

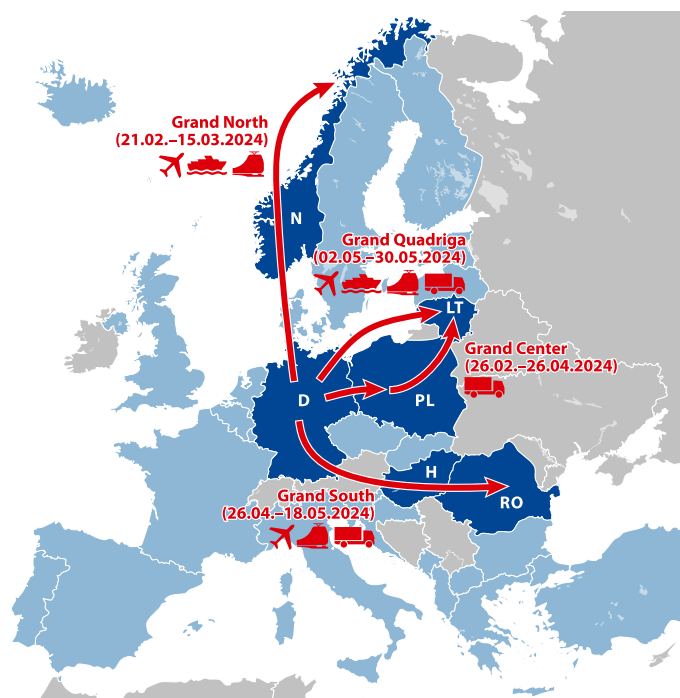


ABBILDUNG: NORDNORDWEST VIA WIKIMEDIA COMMONS BY-SA 3.0 (KARTE QUADRIGA 2024)



Präsident Joe Biden traf sich mit dem polnischen Präsidenten Andrzej Duda und dem polnischen Ministerpräsidenten Donald Tusk, die deutlich machten, dass die Vereinigten Staaten und Polen angesichts des brutalen Eroberungskrieges Russlands stolz an der Seite der Ukraine stehen.

Vertreter Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten darauf [bestanden], dass der Abschlussvertrag zur deutschen Einheit der Nato explizit erlauben müsse, die Sicherheitsgarantie von Artikel 5 auf Ostdeutschland auszudehnen, also über die Grenzlinie des Kalten Krieges hinaus. Der Abschlussvertrag müsse deutschen und nicht-deutschen Truppen erlauben, diese Linie ebenfalls zu überschreiten, sobald die Rote Armee abgezogen sei. Die Alliierten haben beide Ziele erreicht. Der Vertreter Moskaus unterzeichnete den Vertrag und die Sowjetunion ratifizierte ihn. Die sowjetische Führung nahm zugleich die damit verbundene finanzielle Unterstützung entgegen, die während der Verhandlungen für ihre Unterschrift und die Ratifizierung zugesagt worden war.



Der tschechische Präsident Václav Havel (links) wird bei seiner Ankunft zur Tagung des Nordatlantikrats vom Vorsitzenden der Vereinigten Stabschefs, General Henry H. Shelton (rechts), U. S. Army, als neues NATO-Mitglied begrüßt. Das von den USA ausgerichtete NATO-Gipfeltreffen fand vom 23. bis 25. April 1999 in Washington, D. C., statt.

Wer weiß, welche Entwicklungen die politischen Vertreter Russlands künftig werden akzeptieren müssen, sollte sich die freie Welt in ihrer aktuellen Auseinandersetzung mit dem Kreml durchsetzen. Ganz in diesem Sinne erklärte der polnische Ministerpräsident Donald Tusk am 13. März in Washington: »Als wir Polen uns auf den Weg in den Westen machten, sagte Papst Johannes Paul II., dass es ohne ein unabhängiges Polen kein gerechtes Europa geben könne.« »Heute«, so Tusk, »würde ich sagen, dass es ohne ein starkes Polen kein sicheres Europa geben kann. Und natürlich würde ich auch sagen, dass es kein gerechtes Europa ohne eine freie und unabhängige Ukraine geben kann.« **st** Tilman Asmus Fischer

Glaube – Heimat – Verständigung

Zum Tod von Helmut Sauer



QUELLE: BUND-DEUTSCHER VERTRIEBENE

Am 10. Januar ist Helmut Sauer, langjähriger CDU-Bundestagsabgeordneter und Vizepräsident des Bundes der Vertriebenen (BdV), im 79. Lebensjahr in Braunschweig verstorben. Das Licht der Welt erblickte er am Heiligabend 1945 im schlesischen Quickendorf (Kreis Frankenstein). Im April des Folgejahres wurden er und seine Familie – die Eltern und seine Schwester Renate – aus ihrer Heimat vertrieben. Dem Schulabschluss folgte eine kaufmännische Ausbildung in der Grundstücks- und Wohnungswirtschaft in Salzgitter.

Insbesondere im politischen Ehrenamt blieb Sauer der Heimat seiner Familie und Geburt verbunden. Im Alter von nur 19 Jahren trat Sauer 1965 der CDU bei, deren Kreisvorsitzender er 1971 wurde. Bereits 1967 reiste er erstmals – gemeinsam mit dem Stadtjugendring Salzgitter – nach Schlesien. Dieser Reise sollten noch viele weitere in unterschiedlichen Funktionen folgen. Von den sich dabei zutragenden Begegnungen – sowohl mit Heimatvertriebenen als auch polnischen Gesprächspartnern – wusste er stets mit einer großen Begeisterung zu berichten. 1972 wurde Sauer – als zu diesem Zeitpunkt jüngster Abgeordneter – in den Deutschen Bundestag gewählt. Diesem sollte er bis 1994 angehören – 22 Jahre, in denen er sich nicht nur um die deutschen Heimatvertriebenen, Aussiedler – dann Spätaussiedler – sowie die Deutschen im östlichen Europa verdient machte, sondern ebenso um weitergehende Menschenrechtsfragen und die deutsch-polnischen Beziehungen. Über die Zeit als Parlamentarier hinaus war Sauer zudem bis 2017 Bundesvorsitzender der Ost- und Mitteldeutschen Vereinigung der CDU; das Amt hatte er seit 1989 inne.

Helmut Sauer, der 1982 zum Landesvorsitzenden der Landsmannschaft Schlesien in Niedersachsen gewählt worden war, amtierte zudem von 1984 bis 1992 und von 2000 bis 2014 als Vizepräsident des BdV. Zum Tod Sauers erklärte BdV-Präsident Dr. Bernd Fabritius: »Fast vier Jahrzehnte war Helmut Sauer nicht nur einer der wichtigsten Verantwortungsträger in unserem Verband, sondern auch Freund und Wegbegleiter sowie hochgeschätzter Mitstreiter in vielen unserer Anliegen.« Sauer bleibe, so Fabritius, für alle Verantwortungsträger des BdV »in seiner Sachorientiertheit, seiner Menschlichkeit und seiner Motivation Vorbild und Antrieb zugleich«.

Überdies erinnerte Fabritius an den engen Zusammenhang zwischen Sauers Heimatverbundenheit und seiner Religiosität: »Glaube und Heimat – so hat er es selbst immer wieder betont – waren wichtige Leitmotive seines Lebens. Im katholischen Glauben Schlesiens tief verwurzelt, hatte er sich eine gesunde Volksfrömmigkeit bewahrt.« Eine zentrale Rolle kam dabei dem aus der mütterlichen Verwandtschaft stammenden katholischen Priester und Reichstagsabgeordneten der Zentrumsparterie Carl Ulitzka zu, der ebenso in der Weimarer Republik für die Demokratie eintrat, wie er sich in der Zeit des Dritten Reichs gegen die nationalsozialistische Rassen- und Kirchenpolitik stellte. Man darf in Ulitzka wohl mit Recht ein Vorbild nicht nur für die dezidiert christliche, sondern zudem auch proeuropäische Orientierung Sauers sehen.

Der diesem Erbe entsprechende gesellschaftliche und politische Einsatz Sauers wurde auf vielfältige Weise gewürdigt: mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse, mit dem Schlesier-Kreuz der Landsmannschaft Schlesien sowie der Verdienstmedaille des Verbandes der deutschen sozial-kulturellen Gesellschaften in Polen. Mit der – aus tiefster Überzeugung erwachsenen – Verschränkung von Heimatverbundenheit und Passion für die Völkerverständigung hat Helmut Sauer die Vertriebenen- sowie die deutsch-polnische Partnerschaftspolitik nachhaltig geprägt. Hier wie jenseits von Oder und Neiße wird man ihm ein ehrendes Andenken bewahren.

st Tilman Asmus Fischer



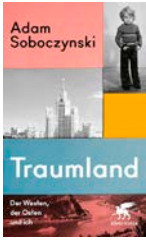
Herfried Münkler

Welt in Aufruhr. Die Ordnung der Mächte im 21. Jahrhundert

Berlin: Rowohlt Berlin Verlag, 2023; 528 S., geb., € 30,00 – ISBN 978-3-7371-0160-8

Die USA, der einstige »Weltpolizist«, befinden sich auf dem Rückzug; die UN blockieren sich selbst; und die Europäer sind erst recht nicht imstande, eine auf Werten und Normen fußende Weltordnung zu hüten. Angesichts dieser prekären, risikoreichen Lage zeigt der Autor in seiner geopolitischen Analyse, wo in Zukunft die Konfliktlinien verlaufen.

Er vermutet, dass ein neues System regionaler Einflusszonen entsteht, das von den fünf Großmächten USA, China, Russland, Indien und der EU dominiert wird. Wo liegen die Gefahren dieser neuen Ordnung, wo ihre Chancen? Wäre es ein austariertes Mächtegleichgewicht – oder Chaos? Und wie sollten sich Europa und Deutschland in den zu erwartenden globalen Auseinandersetzungen verhalten?



Adam Soboczynski

Traumland. Der Westen, der Osten und ich

Stuttgart: Klett-Cotta, 2023; 176 S., geb., € 20,00 – ISBN 978-3-608-98638-9

Der 1975 in Thorn geborene renommierte Journalist und Schriftsteller Adam Soboczynski, der seit 2021 das Ressort Literatur bei der Wochenzeitung *Die Zeit* leitet, ist mit seinen Eltern 1981, nach der Verhängung des Kriegsrechts, aus der Volksrepublik Polen in die Bundesrepublik Deutschland übersiedelt. Vor diesem Hintergrund erforscht er

seine bikulturellen Erfahrungen und wirft einen persönlichen Blick auf eine Epoche der Freiheit, die im Osten wie im Westen Europas in den Jahren von 1989 bis 2022 geherrscht hat und jetzt verlorenzugehen droht, und zwar in beiden Teilen Europas: im Osten wird sie von außen gefährdet, im Westen durch innere Kämpfe. Dabei hilft er uns, uns selbst wie auch diesen seltsamen Osten Europas besser zu verstehen.



Rainer Zacharias

Botschaften der Marienburg – Neue Blicke auf die Burg des Deutschen Ordens

Bonn: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen, 2023; 218 S., broschiert, € 14,90 – ISBN 978-3-88557-251-0

Die vorliegende Monographie stellt die ehemalige Hochmeisterresidenz des Deutschen Ordens, später königlich-polnische Residenz und preußisches Krongut, in einem neuen Licht vor. Sie beschreibt in Wort und Bild ihren baulichen Entwicklungsgang, indem sie einerseits die Mauern sprechen lässt und andererseits darauf eingeht, welchen Aussagewert die wechselnden Bauverantwortlichen diesen

Mauern beigelegt haben. Das Buch beschäftigt sich somit mit dem Wesen und den vielfältigen Wirkungen, die in den etwa 750 Jahren von der Burg ausgegangen sind. Und da die Anlage noch heute in jeder Hinsicht eine so markante Größe und Strahlkraft aufweist, darf sie mit gegenwärtigen Augen ungewohnt befragt und dadurch vielleicht neu erschlossen werden.



Natalie Reinsch, Frauke Geyken, Cornelia Eisler und Thomas Overdick (Hrsg.)

*Herkunft, Heimat, Heute – Zur Musealisierung von Heimatstuben und Heimatsammlungen der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler*innen*

Oldenburg: Florian Isensee, 2023; 256 S., broschiert, € 19,80 – ISBN 978-3-7308-2025-4

Die Heimatstuben der Flüchtlinge, Vertriebenen und Aussiedler sind ein bedeutender Teil der bundesdeutschen Erinnerungskultur. Die Zukunft vieler Heimatstuben ist heute allerdings mehr denn je ungewiss. Zu dieser Problemstellung fand vom 21. bis zum 23. September 2022 in Oldenburg eine Tagung statt, die vom Museumsverband für Niedersachsen und Bre-

men in Kooperation mit dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa veranstaltet wurde. Sie befasste sich mit Ansätzen der Musealisierung der Heimatstuben und fragte nach den Transformationspotenzialen ihrer Sammlungen im Kontext einer europäischen Migrationsgeschichte.



Jakub Małecki

Beben in uns

Roman. Aus dem Polnischen von Joanna Manc – Berlin: Seccession, 2023; 359 S., geb., € 25,00 – ISBN 978-3-96639-074-3

Die sich schicksalhaft kreuzenden Wege zweier Familien bettet der Autor in die Landschaften und Lebensweisen der mittelpolnischen Provinz an der Warthe ein und verwebt die historischen Verwerfungen – den Zweiten Weltkrieg, die Volksrepublik Polen, die demokratische Wende – mit den Obsessionen und Schwächen seiner Figuren. Unaufgeregt und fern jeder

Sensationslust, fein und poetisch, erzählt Małecki von Menschen, die mit sich und der Welt hadern und deren ländliches Leben vom Wechselgang der Geschichte tief beeinflusst wird. Mit dem für ihn typischen empathischen Blick lässt er die Leser seinen Figuren nahekommen und in ein Land eintauchen, das auf ein Jahrhundert dramatischer Veränderungen zurückblickt.

Impressum

Herausgeber und Verlag: Westpreußische Gesellschaft – Landsmannschaft Westpreußen e.V.

Der stellvert. Vorstandsvorsitzende
Ulrich Bonk (v.i.S.d.P.)

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck
Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

Sparkasse Münsterland Ost, Münster:

IBAN: DE59 4005 0150 0034 0248 51

BIC: WELADED1MST

Redaktionssekretariat, Abonnement-Verwaltung

und Anzeigenannahme: Esther Lüchtfeld

(sekretariat@magazin-westpreussen.de)

Redaktion:

Prof. Dr. Erik Fischer (e.fischer@magazin-westpreussen.de) /
Redaktionsleiter;

Dr. Joanna Szkolnicka (j.szkolnicka@magazin-westpreussen.eu) /
Ressort PANORAMA;

Tilman Asmus Fischer (t.fischer@magazin-westpreussen.de) /
Ressorts VORSPANN sowie POLITIK UND GESELLSCHAFT;

Ursula Enke (u.enke@magazin-westpreussen.de) /

Text- und Bildredaktion

Korrespondentinnen und Korrespondenten:

Peter Neumann (Troisdorf) für Danzig, Piotr Olecki (Toruń)

für Thorn und Kujawien-Pommern, Marek Dziedzic (Malbork)

für Marienburg, Bartosz Skop (Malbork) für Elbing

Verlags- und Redaktionsadresse:

Westpreußen-Verlag

Mühlendamm 1, 48167 Münster-Wolbeck

Telefon 025 06 / 30 57-50, Fax 025 06 / 30 57-61

sekretariat@magazin-westpreussen.de

www.magazin-westpreussen.de

E-Mail Adresse der Redaktion für Leserschriften:

leserpost@magazin-westpreussen.de

Layout, Bildbearbeitung und Druckvorlagenerstellung:

MEDIENGESTALTUNG KOHLHAAS, Bonn

Herstellung: WIRmachenDRUCK GmbH

Mühlbachstraße 7, 71522 Backnang

ISSN: 0043-4418

Auflage: 750 Exemplare

Westpreußen/Begegnungen mit einer europäischen Kulturregion erscheint alle drei Monate (im März, Juni, September und Dezember). Der Bezugspreis beträgt halbjährlich oder jährlich € 18,- bzw. € 36,- sowie im Ausland jährlich € 40,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug ein Vorzugspreis von jährlich 60 Złoty.

Parallel dazu erscheint als Beilage *Der Westpreuße/Landsmannschaftliche Nachrichten*. Der Bezugspreis eines entsprechenden Gesamtabonnements beträgt halbjährlich oder jährlich € 36,- bzw. € 72,-, im Ausland jährlich € 80,-. Für Privatpersonen in Polen gilt bei Direktbezug hier ebenfalls ein Vorzugspreis, und zwar von jährlich 120,- Złoty.

Die MwSt. ist mit 7% enthalten. Bestellungen beim Verlag. Der Bezug kann nur mit einer Frist von mindestens drei Monaten zur Mitte oder zum Ende des Kalenderjahres gekündigt werden. Bei Nichtbelieferung bestehen im Fall höherer Gewalt keine Ansprüche gegen den Verlag. Mit Namen oder Kürzeln gezeichnete Artikel geben nicht in jedem Falle die Meinung des Verlages oder der Redaktion wieder. Nachdruck nur mit Genehmigung des Verlages. – Zurzeit gilt die Anzeigenpreisliste Nr. 2.

Autorinnen und Autoren

Dr. Katja Bernhardt ist Kunst- und Bildhistorikerin. Sie war lange Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin und sodann als Vertretungsprofessorin an der Professur für Kunstgeschichte Osteuropas der Humboldt-Universität zu Berlin tätig. Aktuell ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Polen am Nordost-Institut Lüneburg (IKGN e.V.). Gegenstände ihrer Forschung sind die historische Analyse von Architektur und Stadtraum, die visuelle Geschichte Ost- und Ostmitteleuropas sowie die Geschichte des Faches Kunstgeschichte.

Dr. Magdalena Pasewicz-Rybacka absolvierte ihr Studium an der Fakultät für Geschichte der Universität Danzig und wurde dort 2023 mit einer Dissertation über das Thema »Kleidung des ›neuen Menschen‹. Das Konzept der sozialistischen Mode in der Volksrepublik Polen in den Jahren von 1948 bis 1956« promoviert; ihre kulturwissenschaftlichen Forschungsinteressen richten sich bevorzugt auf Themen, die historisch im 19. und 20. Jahrhundert und regional im Gebiet der ehemaligen Provinzen West- und Ostpreußen angesiedelt sind. Ihre Monographie über die Geschichte der Haffuferbahn (*Historia Kolei Nadzalewowej do 1945 roku*, Grajewo 2020) soll im Westpreußen-Verlag noch in diesem Jahr in einer deutschen Übersetzung erscheinen.

Annegret Schröder studierte Germanistik, evangelische Theologie und Pädagogik, zudem Ausbildung zur Verlagskauffrau; tätig als Gymnasiallehrerin an einer privaten Wirtschaftsschule. Seit 2016 ist sie Mitglied im Stiftungsrat der Kulturstiftung Westpreußen.

Bartosz Skop M. A. studierte Geschichte an der Danziger Universität und der Julius-Maximilians-Universität Würzburg; Autor von Orgelbeschreibungen des ehemaligen Ost- und Westpreußen und Aufsätzen zur Kirchen- und Orgelbaugeschichte dieser Region; nach dem Abschluss seines Master-Examens arbeitet er gegenwärtig am Schloss-Museum in Marienburg.

Andreas Urbanek wuchs in Schlesien auf, lebt und arbeitet aber seit mehreren Jahrzehnten in Nürnberg. Er beschäftigt sich mit Bier und dessen Geschichte und engagiert sich in verschiedenen Vereinigungen wie dem INTERNATIONALEN BRAUEREIKULTUR-VERBAND oder (zudem als Vorstandsmitglied) der GESELLSCHAFT FÜR GESCHICHTE DES BRAUWESENS (GGB). Seit 25 Jahren braut er auch selbst. – Seit 2004 ist er mit mehreren Monographien und historischen Beiträgen zur regionalen Braugeschichte hervorgetreten.

VORHINWEIS

DER DIESJÄHRIGE WESTPREUSSEN-KONGRESS
SOLL VOM 27. BIS 29. SEPTEMBER 2024
IN WARENDORF STATTFINDEN.



WESTPREUSSISCHE
GESELLSCHAFT

Sein Thema richtet sich auf die Hochzeit der westpreußischen Geschichte: auf die Jahre von 1878 bis 1919/20, in denen sich die preußische Provinz zu der eigenständigen politischen, ökonomischen und soziokulturellen Einheit entwickelt hat, die heute im allgemeinen Diskurs das Verständnis von »Westpreußen« bestimmt. Es lautet:

WESTPREUSSENS KURZES SILBERNES ZEITALTER – Aufbruch der preußischen Provinz in der Kaiserzeit

Wir bitten Sie, diesen Termin bereits frühzeitig für eine Teilnahme zu reservieren.



FOTO: ROBSON90 / ALAMY STOCK PHOTO

Könnte der Arzt, Journalist und Schriftsteller Aleksander Majkowski (1876–1938) heute noch einmal in seine Geburtsstadt Berent zurückkehren, käme es an prominenter Stelle – auf dem Marktplatz und vor der Häuserzeile, in der sich das Museum des Berenter Landes befindet – zu einer überraschenden Begegnung, denn unweigerlich träfe er auf den tragischen Helden aus seinem literarischen Hauptwerk *Das abenteuerlich Leben des Remus*, das den vielsagenden Untertitel *Ein kaschubischer Spiegel* trägt.

Eines Tages, so lässt er Remus erzählen, »nahm ich also meine Karre und karrte in die Welt hinaus«; so zog der Protagonist handeltreibend durch das sagemumwobene Land der Kaschuben, erkundete das geheimnisvolle Reich der Geister und Gespenster, eines versunkenen Schlosses und seiner verzauberten Prinzessin oder traf auf einen mächtigen Seekönig. Kein Jahrmart und keine Kirchweih fanden ohne ihn statt, und allerorts kannte man den stotternden

Sonderling – nicht zuletzt auch »im berühmten Berent«. Die Szene, in der Remus dort einst auf dem Marktplatz seinen Wagen, vollbeladen mit kostbaren Büchern, abstellte und sinnierend innehielt, wurde von dem Danziger Bildhauer Tomasz Radziejewicz lebendig und detailfreudig ausgestaltet: Vögelchen gesellen sich zu dem barfüßigen Wandersmann, dessen »Wams« über die Jahre zerschlissen an ihm herunterhängt und dessen Schuhe bereitstehen – wohlgemerkt nicht zum Weiterziehen, sondern ausschließlich für die Gelegenheit eines nächsten Kirchbesuchs, bei dem sie dazu dienen, angemessen ehrfürchtig vor Gott treten zu können.

Heutzutage erinnert das Denkmal – ganz ähnlich wie jenes in Neustadt – zugleich an die beliebte Figur des »kaschubischen Ritters« wie an seinen Schöpfer Aleksander Majkowski, der sich in seiner Zeit wie kaum ein anderer hingebungsvoll forschend um das Wissen über die Geschichte, Sprache und Kultur dieser einzigartigen Region verdient gemacht hat.

st Ursula Enke